

Biblioteka
U. M. K.
Toruń

45426

II

Pommersche Sagen, Märchen und Erzählungen

• • • •

Gesammelt und herausgegeben

von

Professor Otto Knoop

Stargard (Pommern)

• • • •



Stolp (Pommern)

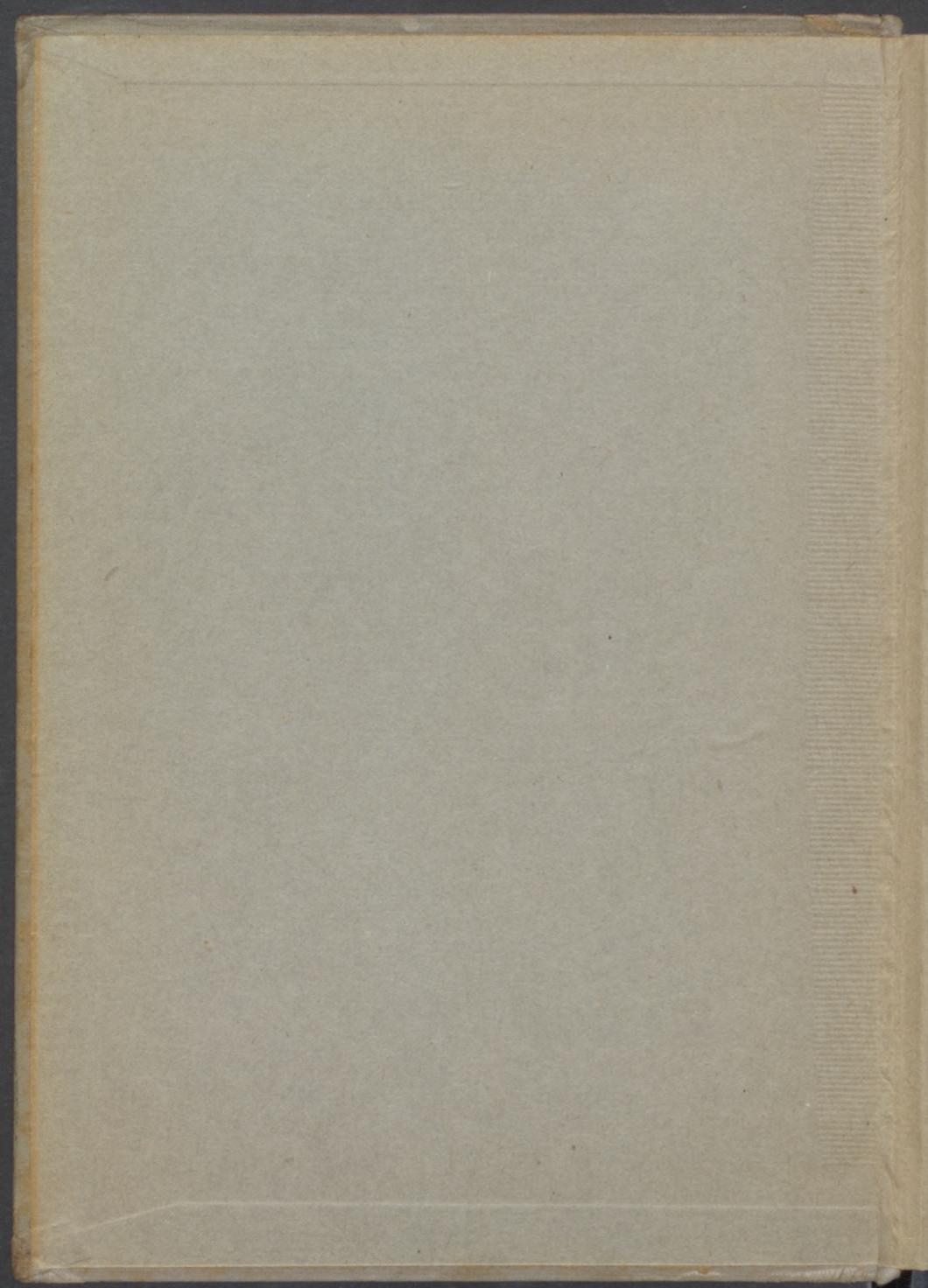
Oskar Eulitz' Verlag

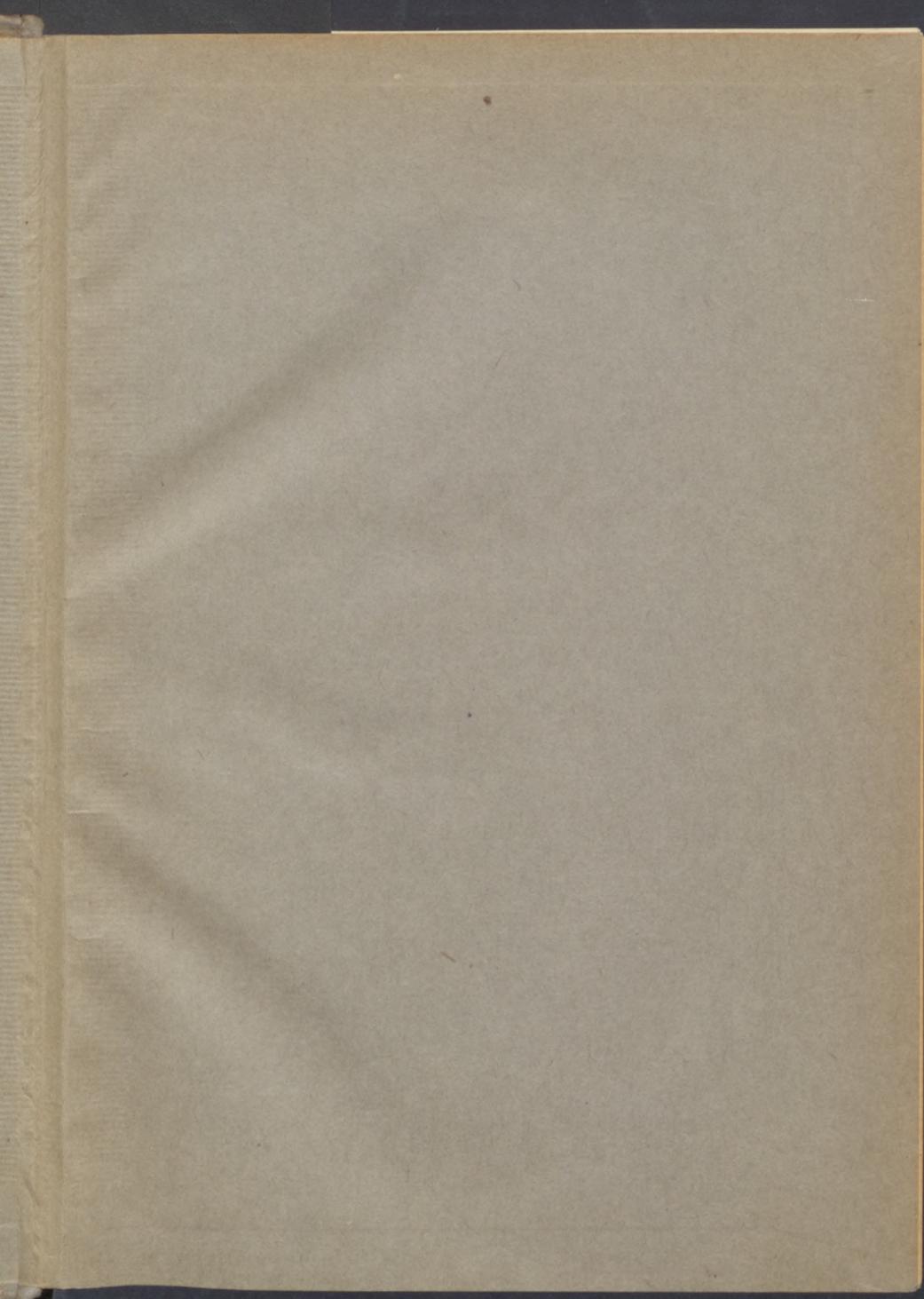
Otto Knoop, Pommersche Sagen

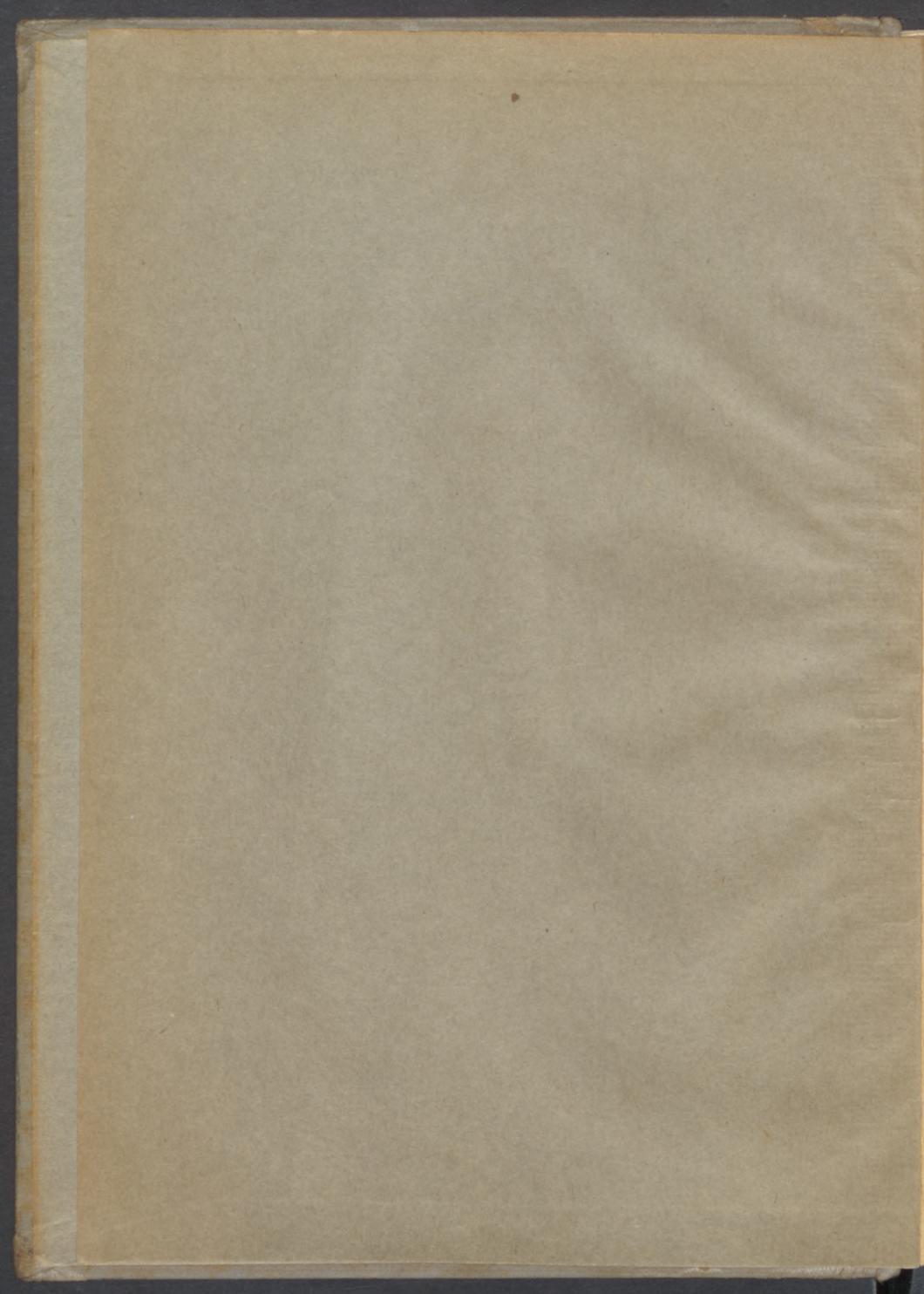
nd A

I

Otto Knopp, Ostmärkische Sagen







✓
**Ostmärkische Sagen,
Märchen und Erzählungen.**

□

Sammelt und herausgegeben

von

Professor Otto Knoop

[1]



Oskar Eulitz Verlag G. m. b. H. / Stolp (Pomm.)

45426

I



1926.7476

Vorbemerkung.

Mein im Jahre 1893 erschienenes Posener Sagenbuch war der erste Versuch, die reichen Sagenschätze unsres Posener Landes in deutscher Sprache der Wissenschaft und den deutschen Bewohnern der Provinz zugänglich zu machen. Zahlreiche kleinere folgten dieser ersten größeren Veröffentlichung, da es mir gelang, immer neue Mitarbeiter für mein Werk zu gewinnen und nach und nach eine Anzahl befähigterer Schüler zum Sammeln von Sagen anzuregen.

Hauptsächlich aus dem Zusammenwirken von Lehrer und Schülern ist diese Sammlung Ostmärkischer Sagen, Märchen und Erzählungen ernsten und schwankhaften Inhalts hervorgegangen. Mehrere Beiträge lieferte ein treuer Helfer, Herr Lehrer Adalbert Szulczewski in Brudzyn. Nr. 68 und 69 sind nach der Erzählung des Herrn Lehrers Sniatała mitgeteilt.

Wollte aber mein Sagenbuch besonders der Wissenschaft dienen, indem es ihr ein reichhaltiges Material aus einem bisher noch wenig berücksichtigten Gebiete zuführte, so will diese neue größere Sammlung von Sagen, Märchen und Erzählungen aus der Provinz Posen in erster Linie ein Lesebuch sein, ein Lesebuch auch für die Jugend, die sich durch die schönen Erzählungen des Volkes — je nach ihrem Inhalt — belehren, ermahnen, ermuntern, warnen, erheitern lassen und gleichzeitig mit dem Boden seiner Heimat erneut Fühlung bekommen soll.

Diesen Zweck verfolgend, habe ich für das vorliegende Bändchen die schönsten und besten Stücke aus meinen

Sammlungen ausgewählt und in einer möglichst volkstümlichen Sprache wiedergegeben. Deshalb ist auch auf alles wissenschaftliche Beiwerk, auf Anführung von Parallelen und Hinweise auf andre Sagen und Märchen, die leicht in größerer Menge gegeben werden konnten, verzichtet worden. Auch die Angabe der Quellen, aus denen die einzelnen Erzählungen stammen, erschien überflüssig. Es ist auch die Scheidung in deutsches und polnisches Eigentum auf unserm völkisch und sprachlich so durchdringend gemischten Gebiet gar nicht immer möglich. Ich hörte Sagen und Märchen, deren deutsche Herkunft unzweifelhaft ist, aus polnischem Munde, polnische aus deutschem. Im übrigen verweise ich hierfür auf die Vorrede zu meinem Sagenbuch.

Das Märchen Nr. 39 hat, wie der Erzähler mittheilte, zuerst ein Lehrer in Czarnikau seinen Schülern erzählt, und von der Schule hat es seinen Weg weiter in die Stadt genommen. Vielleicht freut es den Herrn, dessen Name mir unbekannt geblieben ist, seine hübsche Dichtung hier wiederzufinden. Nr. 45 erinnert an Wilhelm Hauffs Märchen: Das kalte Herz.

Mehrere Märchen und Schwänke finden sich in andrer Fassung in den schon vorhandenen Sammlungen; einige Erzählungen, so besonders Nr. 61 und 72, gehen auf gedruckte Quellen zurück; da sie mir jedoch mündlich erzählt wurden, habe ich kein Bedenken getragen, sie in diese Sammlung aufzunehmen.

Ein zweites Bändchen wird dem ersten folgen, wenn dieses die von dem Herausgeber und dem Verleger gewünschte Aufnahme findet.

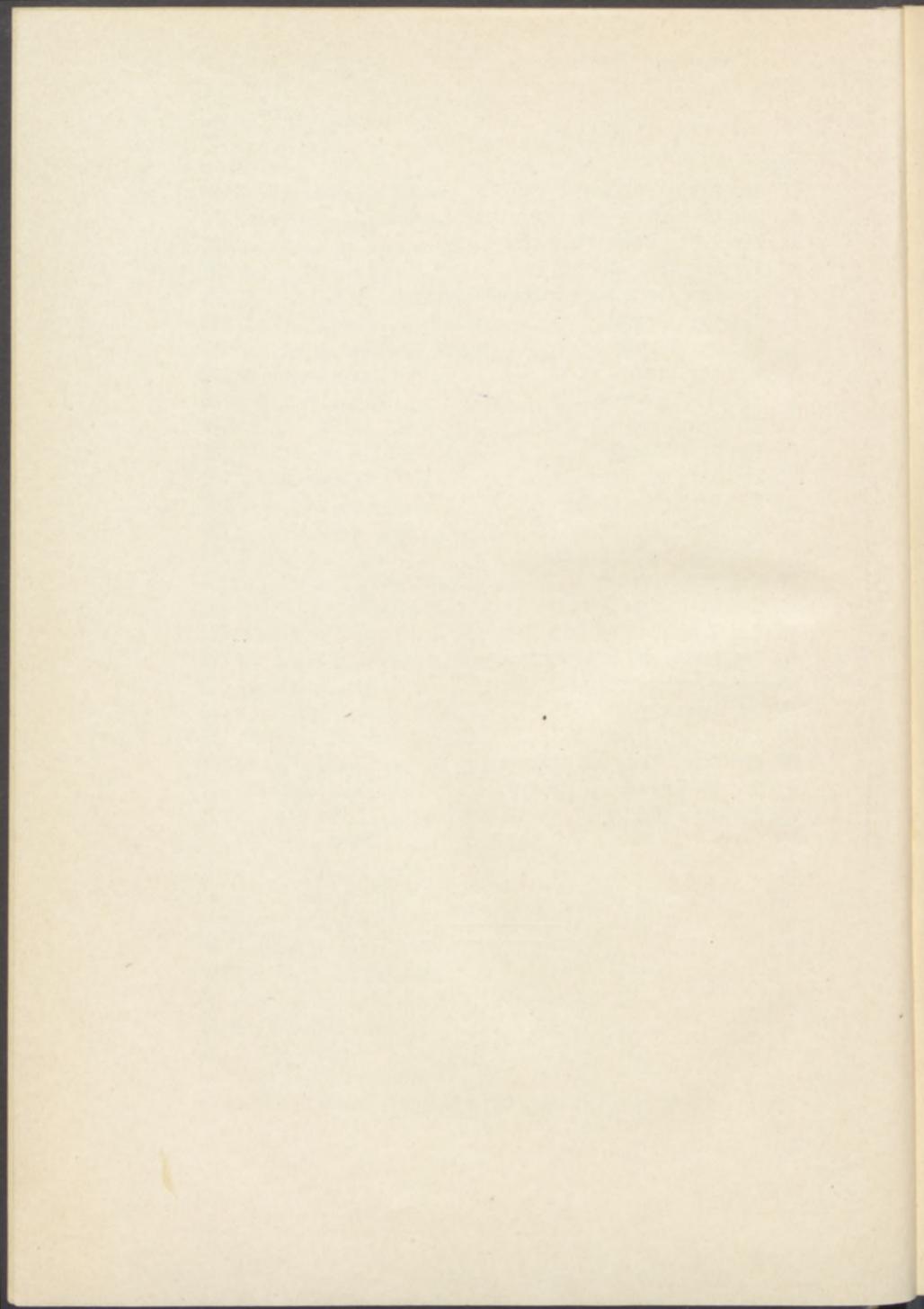
Inhaltsverzeichnis.

Nr.	Seite
1. Ritter Woyna	1
2. Die Schwedenschanze bei Margonin	3
3. Das Pfaffenheidchen	5
4. Der Jäger im Sarg	6
5. Der Kirchhofs Schmied	7
6. Der Traum	8
7. Das Gespenst zu Uchorowo	10
8. Das Schloß bei Polajewo	11
9. Das Schloß an der Warthe	13
10. Der zerfägte Diener	15
11. Der Förster und der Geist	16
12. Die geizige Gräfin bei Pinne	18
13. Die verwünschten Augen	19
14. Die in Mäuse verwandelten Hochzeitsgäste	21
15. Der weiße Hirsch	23
16. Das zahme Reh	26
17. Die gespenstische Kuh	29
18. Der Teufel bei Radosiew	31
19. Die zerbrochenen Kirchenlichte	33
20. Der rollende Stein in der Kirche zu Emchen	34
21. Gestörte Grabesruhe	35
22. Der ungläubige Mönch	39
23. Ein Verstorbener erscheint als Hund	40
24. Der böse Klaus	41
25. Ein Mörder wird in eine Kuh verwandelt	42
26. Ein Spötter versinkt in die Erde	43
27. Der Stein bei Wlawie	44
28. Der Stein bei Znin	45
29. Die Mühlen von Frauastadt	46

VI

Nr.	Seite
30. Die undankbaren Kinder	47
31. Eltern töten ihren Sohn	48
32. Der Stein bei Chorzempowo	49
33. Der Faulkopfberg	50
34. Die Entstehung des Dorfes Dziadkowo	52
35. Die Teufelskirche bei Dembe	53
36. Der Schuß nach dem Kreuzifix	54
37. Der Zauberschuß	55
38. Der Berg der Glentiere bei Rotdorf	59
39. Die Fee im Kreuzberg bei Czarnikau	61
40. Die Zwerge bei Romanshof	63
41. Der Zaubervald	65
42. Das Wunderbrunnlein	69
43. Der Schmied und der Schneider	72
44. Der Kristallsucher	76
45. Der Köhler und das Waldmännchen	78
46. Der Sprechende Pferdekopf	80
47. Friedel	83
48. Die verwünschte Schlange	86
49. Der Muttermörder	88
50. Der Jäger und die Räuber	91
51. Die Hexe und ihre Töchter	93
52. Der Spielmann und die Grafentochter	96
53. Die Hexe im Walde	101
54. Wie der Teufel Seelen gewinnt	103
55. Der grüne Kittel	104
56. Der zerbrochene Säbel	105
57. Der betrogene Zauberer	106
58. Die Schnupftabaksdose	108
59. Barteks Fahrt zur Hölle	113
60. Der Graf und der Schmied	117
61. Ritter Saufewind und der Teufel	118
62. Die Kuhhaut	120
63. Die Riesenhand	122
64. Das feuerrote Skelett	124
65. Woher es kommt, daß viele Frauen den Teufel im Kopf haben	126

Nr.	Seite
66. Der Teufel gibt Rat	128
67. Das Gespenst im Schornstein	129
68. Der Tod auf dem Birnbaum	133
69. Der liebe Gott und der Tod	141
70. Die arme Seele vor dem Himmelstor	142
71. Der arme Schuster	143
72. Die drei Sprüche	147
73. Das erste Grab	149
74. Sodom's Untergang	150
75. St. Petrus und das Ei	150
76. Der starke Maciek	151
77. Das königliche Urteil	154
78. Die Räuber im Walde	157
79. Der Dieb	160
80. Der Dieb von Chludowo	167
81. Der Rätzeltrater	169
82. Die taubstumme Frau	172
83. Der Teufel und die böse Frau	174
84. Der Knecht mit dem Pferdemagen	178
85. Die gestohlene Leber	181
86. Der dumme Hans	182
87. Die dumme Frau	185
88. Der kluge Bauer aus Rojewiec	189
89. Die Pfeifenweibe zu Rojewiec	192
90. Die kleine Geschichte	193





1. Ritter Woyna.

Zu Woynowo im Kreise Obornik steht nicht weit von einem See entfernt eine alte Buche, an welcher ein Stück Holz hängt, das noch deutlich die Spuren eines Bildes zeigt. Man sagt, daß es ein altes Mutter-Gottesbild sei. Als man vor mehreren Jahren alle Bäume ringsum fällte und auch zu dieser Buche kam, da soll bei dem ersten Anstiche Blut aus der Buche geflossen sein, und die Holzhauer erschrafen darüber so sehr, daß sie von ihrem Vorhaben abstanden. Das Bild blieb an seiner Stelle hängen und wurde nun von den Leuten noch mehr geschätzt.

Über den Ursprung des Bildes erzählt man folgendes: Vor langen Jahren hauste in der Gegend von Woynowo ein Ritter mit Namen Woyna. Von ihm soll das Dorf Woynowo den Namen erhalten haben. Er hatte vier Söhne. Die drei ältesten hatten des Vaters Kriegslust und Unerforschrodenheit geerbt, der jüngste aber blieb, während die andern in den Krieg auszogen, ruhig zu Hause und lebte hier in einer Hütte am See als Einsiedler, und zwar an der Stelle, wo jetzt die Buche steht. Hier verbrachte er die Zeit mit Beten und Fasten. Auch sein Vater, der Ritter Woyna,

und seine Brüder waren trotz ihrer großen Kriegslust sehr fromm. Am liebsten zogen sie hinaus, wenn es den Heiden galt, und sie waren wegen ihrer Tapferkeit und ihrer Kriegskunst so gefürchtet, daß die Feinde schon bei ihrem bloßen Anblick die Flucht ergriffen. Nun geriet Ritter Woyna einst auch mit einem benachbarten Grafen in Feindschaft; man erklärte sich die Fehde, und beide Ritter rückten mit großen Heeren gegeneinander. Aber bald mußten die Feinde fliehen; Ritter Woyna verfolgte sie und richtete ein großes Blutbad unter ihnen an. Tausende fielen, und wenn auf seiner Seite auch nur drei Mann getötet waren, so konnte sich Ritter Woyna doch nicht über den Sieg freuen; denn die drei Gefallenen waren seine drei Söhne. Er sah das nun als eine göttliche Strafe dafür an, daß er, um seine Rache zu befriedigen, Christenblut vergossen hatte, und dieser Gedanke quälte ihn fortwährend und versetzte ihn nach und nach in einen solchen Schmerz, daß er, ehe noch die Seinigen ihn daran hindern konnten, sich selbst eine Lanze in den Leib bohrte. Tot fiel er zu Boden. Das Heer brachte die Leichen seines tapferen Führers und seiner Söhne nach Hause zu der Hütte des jüngsten Sohnes. Dieser bestattete die Toten unter einer Buche neben seiner Hütte, hingte ein Bild der Mutter Gottes an den Baum und betete sein ganzes Leben hindurch für das Seelenheil seines Vaters und seiner Brüder. Nach seinem Tode wurde er an derselben Stelle begraben. Das Bild aber wurde von allen hochgeschätzt, und wenn einer in großen Sorgen war, so ging er dorthin und betete, und seine Gebete wurden erhört. Jetzt hängt das Bild vereinsamt da, und nur noch wenige alte Leute erinnern sich dieser Sage.

2. Die Schwedenschanze bei Margonin.

An dem Margoniner See liegt im Walde eine sogenannte Schwedenschanze. Während des Dreißigjährigen Krieges lagen hier einmal Schweden, um einen feindlichen Trupp, der hier — es ist dort die schmalste Stelle des Sees — den See überschreiten wollte, zu überfallen. In dem Heere der Schweden befand sich ein junger Landsknecht, der den Plan des schwedischen Heerführers dem Feinde mittheilte. Infolgedessen unternahm dieser unerwartet einen regelrechten Sturm auf die Schanze. Die Schweden wehrten sich tapfer, wurden aber schließlich gegen Abend doch zur Übergabe gezwungen. Durch eine ihm von den Feinden versprochene Geldsumme bestochen, hatte der junge Verräter gegen seine Landsleute gekämpft. Als nun die Schlacht geschlagen war, forderte er seinen Lohn; aber er wurde ausgelacht, und von allen verachtet und verspottet, verließ er das Lager der Feinde und verbarg sich fern im Walde. Als es Mitternacht geworden war, kehrte er wieder zurück; doch nicht in das Lager lenkte er seine Schritte, sondern er schlich sich dorthin, wo die Leichen der Gefallenen, die wegen des Einbruchs der Nacht nicht hatten begraben werden können, lagen. Von dort wollte er sich seinen Lohn holen. Bei seinem Nahen erhob sich ein Schwarm von Geiern mit heiserem Geschrei in die Luft und blieb senkrecht über dem Kampfplatze stehen. Fortwährend mußte der junge Mensch, der schon begonnen hatte, die Leichen auszuplündern, hinausschauen zu den Vögeln, und die Stille der Nacht, die nur hin und wieder durch den Schrei eines Geiers unterbrochen wurde, erfüllte ihn mit Furcht und Grausen. Zuletzt

steigerte sich seine Furcht so, daß er entfliehen wollte; aber seine Füße waren wie gelähmt. Und als nun gar in seiner Nähe ein schwer Verwundeter aufstöhnte, da war es mit seiner Kraft vorbei, und ohnmächtig sank er neben dem Toten, den er noch hatte plündern wollen, nieder, um selbst nicht wieder aufzustehen. Denn als die Geier keinen lebenden Menschen mehr auf dem Plage erblickten, da ließen sie sich wieder nieder, und der Verräter war der erste, der den hungrigen Vögeln zum Opfer fiel. Nach einiger Zeit wurden die Geier jedoch von einer Wache verjagt, so daß sein Gesicht noch nicht ganz unkenntlich gemacht worden war. Am nächsten Morgen erkannte man ihn denn auch, und aus den Gegenständen, die er in seiner Tasche hatte, er sah man, daß er Leichen ausgeraubt hatte. Deshalb begrub man ihn auch abseits von den übrigen ehrenvoll Gefallenen. Nur ein verkümmertes Strauch schmückt oder verunziert vielleicht die Stelle, wo er begraben liegt. Und ist nun in der Umgegend jemand gestorben, so läßt es dem Verräter im Grabe keine Ruhe. In seiner vollen Rüstung verläßt er das Grab und schreitet durch die Nacht zu dem Trauerhause. Hier klopft er dreimal an eine Fensterscheibe und kehrt dann wieder zurück. Eine Weile irrt er am See umher, indem er ängstlich die Gräbstätte der übrigen meidet. Wenn aber der Tag anbricht, geht er in sein Grab zurück



3. Das Pfaffenheidchen.

Unweit Boruschin im Kreise Dobornik liegt eine sich weit hin erstreckende, spärlich mit Gras bedeckte Ebene. Sie ist kahl, und nur hier und da befindet sich etwas Dornengestrüpp. Mitten durch diese Ebene fließt ein kleiner Bach, über welchen eine halbverfallene hölzerne Brücke führt. Noch vor kurzer Zeit erhob sich dicht neben dieser Brücke ein hohes Kreuz mit der Figur Christi. Dasselbe sollte daran erinnern, daß hier einst ein junger Priester ermordet aufgefunden worden war. Der Mörder hatte den Priester auf der Ebene verfolgt; dieser verbarg sich hinter dem Dornengestrüpp, und so kam es, daß dem Mörder sowie seinem Opfer bei dieser Jagd auf Leben und Tod Hände und Gesicht von den Dornen ganz zerschunden wurden und die roten Blutstropfen vom Dornengebüsch auf die Erde perlten. Ein vorübergehender Wanderer führte den Mörder dem Gerichte zu, und kurze Zeit darauf wurde er auf derselben Ebene, wo er den Priester gemordet hatte, selbst gehängt. Deshalb will hier, so behaupten die Leute, das Gras nur schlecht gedeihen. Nur die mit dem Blut getränkten wilden Rosen gedeihen gut. Und in sternklaren Nächten, zur Blütezeit der wilden Rosen, so erzählen Leute, die des Nachts dort vorübergegangen sind, eilen zwei Gestalten in wilder Jagd über die Ebene dahin. Ab und zu vernimmt der Wanderer dann einen schaurigen Schrei und ein lautes Stöhnen. Die Bewohner von Boruschin aber haben der Ebene den Namen Pfaffenheidchen gegeben.



4. Der Jäger im Sarg.

Zwei Männer gingen einmal in den Gorayer Bergen bei Czarnikau spazieren. Als sie ein großes Stück in den Wald gekommen waren, sahen sie an einem Baum eine Tafel hängen. Neugierig traten sie hinzu, um zu sehen, was die Tafel mitten im Walde zu bedeuten habe. Da sahen sie auf der Tafel ein Bild: vor dem Stamm eines Baumes lag ein Jäger; er hatte die Hände krampfhaft auf eine Wunde gepreßt, aus welcher Blut rieselte; von ihm sprang in langen Säßen ein Wilderer fort, den eben ein Blitzstrahl traf. Die Männer erkannten schon aus dem Bilde, daß sie sich an einer Mordstelle befanden, und als sie genauer hinsahen, fanden sie unter dem Bilde folgende Inschrift:

Hier endigte durch Mörderhand
 Ein junges Menschenleben;
 Gott aber sah die böse That
 Und nahm des Mörders Leben.

Während sie das alles betrachteten, war es dunkel geworden. Plötzlich bemerkten sie an einem nebenstehenden Baume einen Sarg, der aufrecht stand. Sie bekamen Angst und wollten fortlaufen; aber ihre Glieder waren wie gelähmt. Da sahen sie zu ihrem Schrecken, wie sich der Sargdeckel bewegte und eine Hand aus dem Sarge zum Vorschein kam und wieder verschwand. Dies wiederholte sich mehrere Male. Dann kam eine ganze Gestalt in Jägerkleidung aus dem Sarge hervor; sie schritt auf die Männer zu und sagte, daß sie der Jäger sei, der an dieser Stelle ermordet worden sei; jeder Mensch, der zu dem Baum komme, werde

durch das Bild auf den Mord aufmerksam gemacht und müsse ein Vaterunser beten; tue er das nicht, so stoße ihm ein Unglück zu. Damit verschwand die Gestalt, und die Männer gingen schnell davon. Die Tafel soll noch heute an dem Baum hängen, das Bild darauf aber ist nicht mehr zu sehen.



5. Der Kirchhofschmied.

In einem Dorfe der Provinz Posen lebte vor vielen Jahren ein biederer, fleißiger Schmied. Kein Schmiedemeister in der ganzen Umgegend verstand sein Handwerk so gut wie er, und wenn noch alle Leute im Dorfe schliefen, konnte man ihn schon fleißig in der Schmiede hantieren und hämmern sehen. Eines Morgens aber fand man ihn tot in der Schmiede liegen; er hatte sich selbst getötet. Den Grund seines Selbstmordes hat man nie erfahren. Sein Weib und seine Kinder wollten nun, daß ihr Gatte und Vater, wie es in früherer Zeit üblich war, an einer abgelegenen Stelle des Kirchhofs begraben würde, und sie baten deshalb den Dorfschulzen, daß er ihnen auf dem Kirchhof eine Stelle anweise. Durch das viele Bitten und Flehen des Weibes und der Kinder bewogen, gab der Schulze schließlich seine Einwilligung. In einer sternklaren Nacht wurde der arme Schmiedemeister in einer Ecke des Friedhofs zur ewigen Ruhe gebracht. Bald darauf aber gingen im Dorf sonderbare Gerüchte umher. Man wollte den Schmied, besonders wenn es draußen heftig stürmte und tobte, auf dem Kirchhof vor einem glühenden Ambos stehend gesehen haben. Er war, wie die Leute

erzählten, damit beschäftigt, die Knochen der Toten zu zermalmen. Der Sturm aber nahm den Staub der Knochen und trug ihn in den Lüften davon. In der Luft konnte man dann zugleich einen Engel sehen, welcher mit einem gewaltigen Palmzweig den Staub der Knochen sammelte und in einem weißen Tuche auf einen andern Friedhof trug; denn die Überreste der hier begrabenen Menschen verabscheuten es, neben einem Selbstmörder zu liegen.



6. Der Traum.

In Klotyldowo, einem bei Labischin gelegenen Dorfe, erzählt man folgende Begebenheit: Einst gehörte dieses Dorf einem reichen Grafen, der fast die ganze Zeit seines Lebens in Asien und anderen Erdtheilen zubrachte. Als er einmal wieder in der Heimat war, träumte er in einer Nacht, daß in dem bei Labischin gelegenen Walde ein armer Mann mit einer zahlreichen Familie wohne, und daß die Frau in der Nacht noch einen Sohn geboren habe, der im späteren Leben sehr reich und von allen Menschen hochgeschätzt werden würde. Um zu erfahren, was der Traum zu bedeuten habe, begab sich der Graf am andern Morgen zu einer Wahrsagerin, die damals in Labischin wohnte. Diese sagte ihm, daß er dieses Kind auf irgend eine Weise umbringen müsse; wenn er das nicht tue, werde der Knabe ihm selbst später das Leben nehmen und sich mit seiner Tochter verheiraten. Als der Graf das gehört hatte, begab er sich in den Wald, um die Wohnung der Leute aufzusuchen. Nach langem Suchen fand er auch die Erdhöhle, in der die

arme Familie wohnte. Er kaufte das kleine Kind und versicherte der Mutter, daß er es erziehen und ihr später zurückgeben werde. Aber das tat er nicht, sondern er legte es vielmehr in einer Höhle nieder und fuhr dann nach Italien, in der Hoffnung, das Kind werde in der Höhle schon umkommen. Es ereignete sich aber, daß die Gräfin noch an demselben Tage in den Wald spazieren ging und auch zu jener Höhle kam. Sie hörte das Weinen des Kindes und befahl ihrer Dienerin, die sie begleitete, das schreiende Kind zu suchen und ihr zu bringen. Darauf kehrte sie mit ihm nach Hause zurück und erzog es mit ihrem eigenen Kinde. Der Knabe wuchs zu einem schönen Jüngling heran. Nach ungefähr fünfzehn Jahren kehrte der Graf wieder in die Heimat zurück. Als er seine Gattin fragte, wer dieser Jüngling sei, da täuschte sie ihn, indem sie sagte, es sei sein eigener Sohn, den sie ihm nach seiner Abreise geboren habe. Der Graf glaubte ihr und freute sich sehr über den Sprößling. Bald aber merkte er daraus, daß er Schlag auf Schlag vom Unglück verfolgt wurde, daß die Gräfin ihn betrogen hatte, und er sann darüber nach, wie er den Jüngling beiseite schaffen könne. An einem schönen Tage fragte er ihn, ob er mit ihm in den Wald auf die Jagd gehen wolle. Nichts Böses ahnend, machte sich der Jüngling fertig. Im Walde wollte der Graf ihn erschlagen; aber der Jüngling merkte die böse Absicht des Grafen, kam ihm zuvor und tötete ihn. Und nun erfüllte sich auch weiter, was die Wahrsagerin prophezeit hatte; denn bei dem unstillen Leben, das der Graf führte, blieb der Mord verborgen, und nach einigen Jahren heiratete der Jüngling die junge Gräfin, die er schon längst liebte. Er lebte auch sehr glücklich mit ihr,

und da er sehr sparsam war und die Wirtschaft gut verstand, wurde er sehr reich. Von seinen Untertanen wurde er geliebt, und in der ganzen Umgegend war er hoch geachtet. Aber schon nach wenigen Jahren wurde der von Gewissensbissen gepeinigter Mann von einem unheilbaren Gehirnleiden befallen, von dem ihn nach langer Qual der Tod befreite. Die Bewohner von Klotyldowo aber erzählen, daß sie den alten Grafen in der Kleidung eines Jägers mit einem Dolche in der Hand im Walde gesehen haben.



7. Das Gespenst von Uchorowo.

In Uchorowo bei Dbornik lebte vor langen Jahren ein Gutspächter, der war ein böser und geiziger Mensch. Seine Arbeiter hatten große Angst vor ihm; denn wenn sie irgend etwas begangen hatten, so ließ er sie unbarmherzig prügeln. Am meisten aber hatte seine Frau unter seiner Roheit zu leiden. Sie war ein ruhiges und bescheidenes Weib, und doch schlug er sie täglich, ohne Grund dazu zu haben. Einstmals war der Gutspächter von einem Bekannten zur Jagd eingeladen worden. Er machte sich mit einem seiner Diener auf den Weg. Diese Gelegenheit wollte die Frau benutzen, um von ihm zu fliehen. Als er fort war, packte sie ihre Sachen zusammen, um in der Nacht mit ihrem einzigen Kinde, einem Töchterchen, davonzueilen; aber unverhofft kam der Mann schon in der Nacht nach Hause. Er merkte die Absicht der Frau, und nun warf er sich wie ein wildes Tier auf sie, entriß ihr das Kind, welches sie auf den Armen hielt, und erwürgte es. In demselben Augenblick entfloh

die Mutter in den Wald, und niemand wußte, wo sie geblieben war. Der Gutspächter befahl nun einem seiner treuesten und zuverlässigsten Diener, in dem Schlosse ein Grab zu machen, und hier verscharrte er die Gebeine des Kindes. Dann rüstete er sich mit seinem Diener und zog mit ihm fort in den Krieg. In diesem kamen beide um.

Unterdessen war auch die Frau in der Wildnis gestorben. Manche Leute sahen nun in der Nacht, wie die Gestalt der verstorbenen Frau in dem Schlosse umherwandelte. Sie ging aus einem Zimmer in das andre, als ob sie ihr totes Töchterchen suche. Bald nach dem Ereignis wurde das alte Haus abgebrochen, und da fand man in dem Keller die Gebeine des Kindes. Diese wurden auf dem Kirchhofe begraben. An der Stelle, wo das alte Haus gestanden hat, steht jetzt ein neues. Auch in diesem soll sich die Gestalt der Frau um Mitternacht zeigen, aber unter großem Krachen und Jammern. Wenn es aber ein Uhr schlägt, ist alles verschwunden.



8. Das Schloß bei Polajewo.

In einem Walde bei Polajewo befand sich in alten Zeiten ein Schloß, in dem ein reicher Graf wohnte. Er hatte eine sehr schöne Tochter. Da kam aus weiter Ferne, aus der Nähe von Krafau, ein Heldenjüngling an dem Schlosse vorbei, und er hatte das Glück, die Jungfrau zu erblicken. Sein Herz entbrannte in heißer Liebe zu ihr, und er beschloß, um die Hand des Mädchens zu werben. Ihr Vater aber war noch ein Mann von der allzu harten Strenge der alten Zeit. Wie nun der junge Held vor ihn

trat, schaute er ihm lange Zeit in die Augen, als ob er sein Innerstes hätte ganz verschlingen wollen, und dann sagte er: „Willst du meine Tochter zur Frau haben, so beweise, daß du ihrer wert bist!“ Nun wurde der Jüngling auf seine Stärke geprüft, und es zeigte sich bald, daß er körperlich wohl ausgebildet war. Aber trotzdem sagte ihm der Schloßherr, er solle ein Jahr später wiederkommen. Das wollte dem Jüngling nicht passen, und er beschloß, die Jungfrau zu entführen. Als der Vater eines Tages verreist war, drang er in das Schloß ein. Doch in demselben Augenblick kam der Graf zurück und begriff sofort, um was es sich handelte. Er forderte den Jüngling vor sich und sagte zu ihm: „Als du das erste Mal vor mich tratest, erkannte ich sofort, daß du keine Treue kennst. Dafür sollst du büßen. Komm und laß uns die Schwerter kreuzen!“ Und sie gingen hinaus. Mächtig drangen sie aufeinander ein, mächtig dröhnte der Wald von den gewaltigen Schlägen wieder. Aber alle Kunst des geübten Hölflings vermochte den kräftigen Arm des Alten nicht zu schwächen; er erhielt den Todesstoß und sank blutüberströmt zu Boden. Da kam die Tochter angelaufen, um den Vater um Erbarmen für den Geliebten anzuflehen, und als sie diesen sterben sah, da warf sie sich auf ihn und küßte ihn. Das aber konnte der Vater nicht sehen, daß seine Tochter einen Menschen, der in seinen Augen ein Lump war, liebgewonnen hatte, und er tötete sie gleichfalls.

Dafür aber traf ihn die gerechte Strafe. Wenn er in fröhlicher Gesellschaft war, erschien plötzlich eine weibliche Gestalt, welche den Gästen sagte, sie sollten das Schloß verlassen, denn sein Besitzer sei ein Kindesmörder. Und so wurde der Graf denn auch bald von allen verlassen und

verachtet, und als er starb, da erbarmte sich seiner nur sein alter, treuer Diener; der begrub ihn. An der Stelle aber, wo der Kampf stattgefunden hat, sollen noch jetzt öfters zwei Gestalten aufsteigen und sich schlagen, und nach dem Kampfe soll immer eine weibliche Gestalt hinzukommen, die sich mit der jüngeren der beiden Männergestalten herzt und küßt, während die andre ein fürchterliches Geheul erhebt und wie wahnsinnig umherrennt. Und auch in dem Schlosse sollen die Geister schrecklich getobt haben. Mit der Zeit aber ist das Schloß zerfallen, und jetzt ist keine Spur mehr davon zu finden.



9. Das Schloß an der Warthe.

An dem Ufer der Warthe zwischen Gogolewo und Schrimm liegen einsam am Waldestande die Ruinen eines Schlosses, von denen das Volk folgendes zu erzählen weiß: Vor Jahren, zur Zeit eines polnischen Krieges, zog der Graf, der das Schloß bewohnte, ins Feld, um die Seinigen mutig mit Rat und That zu unterstützen. Sein Freund begleitete ihn. Tage und Wochen vergingen, ohne daß die junge Gräfin Nachricht von dem geliebten Gemahl erhielt, und große Unruhe bemächtigte sich ihrer. Eines Tages kniete sie wieder jammernd und flehend in bangen Tränen in einem der großen Schloßzimmer; dann startete sie in das Gewässer der Warthe und bat Gott, ihr Gewißheit zu verschaffen, ob ihr Gemahl noch lebe oder schon tot sei; sie könne die Ungewißheit nicht mehr ertragen, sie peinige sich zu Tode. Da vernimmt sie plötzlich im Zimmer ein leises klrrendes Geräusch, und wie von Geisterhand gehoben,

bewegt sich das große Bild des Grafen an der Wand und fällt dann unter starkem Gepolter zu Boden. Da schreit sie laut auf; denn das sieht sie als ein gewisses Zeichen an, daß ihr Gemahl tot ist. Er hat ihr so seinen Tod gemeldet. Bewußtlos sinkt sie in die Arme der Dienerin.

Während dieser Ereignisse zu Hause befanden sich die beiden Freunde auf dem Schlachtfelde. Der Graf hatte in der Schlacht eine schwere Kopfwunde erhalten und fühlte den nahen Tod. Sein Freund suchte ihn zu trösten, aber nur scheinbar, denn er selbst liebte die Gräfin. Da es ihm aber zu lange dauerte, bis der Tod eintrat, zog er eine von seinen Pistolen hervor und jagte dem Grafen eine Kugel durch die Brust. Darauf bemächtigte er sich des Testaments des Sterbenden und suchte zu entfliehen. Aber da trafen ihn noch die Worte des Grafen: „Mörder, das sollst du büßen!“ Nun eilte der Mörder nach Hause. Mit den gestohlenen Papieren, in denen er zum Erben des Grafen eingesetzt war, begab er sich zu der Gräfin. Ein Schrei des Entsetzens entfuhr ihrem Munde, als sie den Freund des Gatten allein erblickte, der ihr nun über den Tod des Grafen Bericht erstattete. Zwar fühlte sie Widerwillen gegen den Freund, doch dieser wußte sie schließlich zu überzeugen, daß es des Toten letzter Wille gewesen sei, daß sie ihn, den er zum Erben eingesetzt habe, auch zum Manne nehme. Voll banger Ahnung und nach langem Zögern willigte sie in die Heirat ein; sie glaubte, den letzten Willen ihres verstorbenen Gatten ehren zu müssen. Bald darauf fand an einem schönen Sommertage die Hochzeit statt. Als nun nach der Trauung der Freund sein junges Weib in den Tanzsaal begleitete, in dem die Hochzeitsgäste versammelt waren,

da ließ sich plötzlich eine Stimme vernehmen, die ihn Mörder nannte, und zugleich stürzte ein Balken von der Decke herunter und erschlug den Mörder und seine Gattin. Seit der Zeit sollen sich um Mitternacht zwei Gestalten zeigen und stöhnend in den Ruinen des Schlosses umherwandeln.



10. Der zerfägte Diener.

Die Herrschaft Sobota gehörte vor vielen Jahren einem grausamen adligen Herrn. Als dieser einstmals auf der Jagd war, wurde in dem Schlosse ein Gegenstand von geringem Werte entwendet. Der Verdacht, den Diebstahl begangen zu haben, lenkte sich auf einen neuangestellten Diener, und der Herr suchte ihn durch die Folter zum Geständnis zu bringen, nachdem eine empfindliche Prügelstrafe und eine längere Hungerkur nichts genutzt hatten. Als der Diener auch jetzt seine Unschuld beteuerte, ließ ihn der Wüterich in der Nacht auf den Hof schleppen und in der Mitte durchfägen. Nach dem Tode des Unglücklichen fand sich der gestohlene Gegenstand in der Kammer eines andern Bedienten, der sich jedoch der Strafe durch eilige Flucht entzogen hatte. Bald darauf starb der Herr. Mit seinem Tode fing es in dem Sterbezimmer zu spuken an. Um Mitternacht fiel durch den Kamin ein Teil von dem Rumpfe des früheren Besitzers, und bald folgten die übrigen Gliedmaßen nach. Dann wuchsen die Teile zusammen, es kam wieder Leben in den blutbespritzten Körper, und die Spukgestalt ging in dem Zimmer umher. Kurz vor ein Uhr erschien der unschuldig gerichtete Diener mit einer Säge in der Hand. Nun entstand zwischen

den beiden ein entsetzlicher Kampf, der mit der Niederlage des herzlosen Tyrannen endigte. Sofort fiel dann der Diener über ihn her und zersägte ihn auf dieselbe Weise, wie er selbst einst zersägt worden war. Wenn es ein Uhr schlug, verschwand alles. Viele haben es versucht, den Spuk zu vertreiben; aber am nächsten Morgen fand man die Wagehälse immer ohnmächtig im Zimmer liegen. Als das Schloß abbrannte, hörte das Spuken auf, zeigte sich dann aber später in dem an der Stelle des Schlosses erbauten Speicher wieder. Manche Leute wollen auch das Gewinsel des Zersägten und das Krachen der Knochen gehört haben.



11. Der Förster und der Geist.

Bei dem Gute Wohnowo im Kreise Obornik liegt eine große Schonung, die von einem schmalen Wege durchquert wird. Dieser Weg führt zum Hause des Försters. Auf dem Gute lebte vor vielen Jahren ein Knecht, welcher sich in ein Mädchen aus dem Dorfe verliebt hatte, das er auch gern heiraten wollte; aber das Mädchen mochte ihn nicht, sondern heiratete einen andern. Darüber erbittert, ging der Knecht in die Schonung und erschoss sich. Sein Leichnam wurde gefunden und begraben. Einige Zeit nach diesem Ereignis ging der Förster auf die Jagd. Er hatte bis Mittag noch nichts geschossen und setzte sich am Wege hin, um ein wenig auszuruhen. Da er müde war, schlief er bald ein. Plötzlich bellte der Hund, und der Förster erwachte. Da sah er, daß eine Gestalt sein Gewehr genommen hatte und eben damit weggehen wollte. Der Förster rief: „Alle guten Geister

loben Gott den Herrn!“ Die Gestalt antwortete: „Ich nicht!“ Dann wandte sie sich zu dem Förster und sagte ihm, daß sie der erschossene Knecht sei und im Grabe keine Ruhe habe. Der Förster forderte nun sein Gewehr zurück, und die Gestalt gab es ihm auch, indem sie sagte, daß er sich selbst einst damit erschießen werde. Der Förster nahm sein Gewehr, und der Geist war verschwunden.

Ein Jahr war verflossen, da wurde eine Unterschlagung in Forstfachen entdeckt, und der Verdacht lenkte sich auf den Förster. Weil dieser nun in das Gefängnis gebracht werden sollte, ging er in den Wald, um sich zu erschießen, und zwar, da er sich der Worte des Geistes erinnerte, mit demselben Gewehr, das er damals von der Gestalt wieder zurückbekommen hatte. Deshalb ging er auch zu derselben Stelle, wo er damals geseßen hatte. Schon hatte er sich das Gewehr an die Brust gesetzt, da kam der Geist wieder aus dem Walde heraus und schlug ihm das Gewehr von der Brust weg. Dann erzählte er, daß mitleidige Leute für ihn gebetet hätten, und daß er nun wohl bald Erlösung finden werde. Der Förster aber sollte sich nicht erschießen; denn der Schuldige werde bald ans Licht kommen. Darauf verschwand die Gestalt wieder. Der Förster ging sogleich zu dem Grafen und erzählte ihm die ganze Begebenheit. Wirklich kam der Täter bald heraus. Der Förster wurde reichlich belohnt, und zum Danke ließ er für den Knecht eine Messe lesen. Am folgenden Tage ging er in den Wald in der Hoffnung, den Geist zu treffen und ihm für seine Rettung zu danken; aber der Geist erschien nicht, sondern der Förster hörte nur ein Pfeifen und Säusen im Walde, obgleich es ganz windstill war.



12. Die geizige Gräfin bei Pinne.

In der Nähe von Pinne liegt ein großer Wald, der sich durch seine Schönheit auszeichnet. Darin soll vor langen Jahren eine Gräfin ihr Schloß gehabt haben, und ihre Güter lagen ringsherum. So reich sie aber war, so geizig und hartherzig war sie auch, und durch ihre Grausamkeit hatte sie sich bei allen Leuten verhaßt gemacht. Nun kam in einem Jahre eine Teuring über das Land. Die Gräfin, die eine Menge großer Scheunen besaß und noch einen Vorrat für mehrere Jahre hatte, dachte jetzt erst recht, ihre Untertanen grausam behandeln zu können. Wenn jemand zu ihr kam, um sie um Getreide zu bitten, so sagte sie, sie dürfe nichts geben, denn sie habe Gott im Traume gesehen, und der habe ihr befohlen, ihren Leuten nichts zu essen zu geben, weil sie in früheren Jahren nicht zu ihm gebetet hätten. Bald kam wieder ein Mann und bat um Essen, indem er sagte, daß er auch früher immer zu Gott gebetet habe; aber trotzdem ließ die Gräfin ihn fesseln und einsperren, und der Arme mußte jämmerlich Hungers sterben. Zum Glück hielt die Hungerst not nicht lange an, so daß die Leute sich bei knapper Lebensweise durchzuschlagen vermochten.

Jahre waren vergangen, da geschah es, daß wiederum eine Hungerst not im Lande eintrat. Wieder waren die Scheunen der Gräfin mit Lebensmitteln angefüllt, und wieder beschloß die Gräfin, ihr Gesinde hungern zu lassen. Doch diesmal kam es anders, als sie gedacht hatte. Bei einem Gewitter schlug der Blitz in die Scheunen, und das ganze Gut ging in Flammen auf. Nun faßte das Gesinde den Plan, sich an seiner Herrin zu rächen. In einer

finsternen Nacht verrammelten die Leute die Türen des Schlosses und zündeten dann das Gebäude an. Die Gräfin fand in den Flammen ihren Tod. Noch jetzt aber sieht man in klaren Nächten um die Weihnachtszeit zwei weiße Gestalten im Walde umherwandeln: die Gräfin und den von ihr zum Hungertode verdamnten Mann.



13. Die verwünschten Augen.

In Kirchen-Popowo (Kr. Wongrowitz) soll einst an der Stelle, wo jetzt die katholische Kirche steht, ein Schloß gestanden haben. Darin wohnte ein schöner junger Graf; aber er war sehr unglücklich, denn seine Augen waren verwünscht, und wen er ansah, der wurde schwer krank und mußte davon sterben. Die Leute erzählen, daß der Vater des unglücklichen Jünglings jedem seiner Untertanen für ein kleines Vergehen die Augen ausstechen ließ, und daß Gott deshalb seinen Sohn in jener Weise gestraft habe. Dieser wurde deshalb von allen Menschen gemieden, und nur ein alter Diener war bei ihm, dem die unglücklichen Augen nicht schaden. Es ereignete sich nun, daß an einem Winterabend ein Schlitten, der von Wölfen verfolgt wurde, im Schlosse Rettung suchte. Als der Diener dem jungen Grafen meldete, daß ein fremder Graf mit einer schönen Tochter am Tore stehe, ließ er sich die Augen verbinden und ging aus dem Schlosse hinaus, um den Fremden hereinzubitten und aufzufordern, daß er im Schlosse übernachtete. Dieser willigte gern ein, und da auch an den folgenden Tagen das Wetter sehr schlecht war, mußte er mehrere Tage in dem Schlosse bleiben. Eines Tages fragte er den Diener, weshalb der

schöne Jüngling immer die Augen verbunden trage. Der Diener erzählte ihm das Unglück des jungen Grafen und fügte hinzu, daß er dem Unglücklichen vielleicht dadurch helfen könne, daß er ihm seine Tochter zur Frau gebe. Aus Mitleid und zum Dank für seine Rettung willigte der Fremde ein und sagte zugleich, daß er nun bis zu seinem Tode in dem Schlosse bleiben wolle. Die Hochzeit wurde gefeiert. Um die junge Gräfin zu sehen, ließ der Jüngling sich eines Tages die Binde von den Augen nehmen. Sogleich aber wurde der Vater der Gräfin krank, und schon nach wenigen Stunden starb er. Der Gräfin selbst schadeten die Augen zuerst nicht; doch nach mehreren Wochen wurde auch sie krank. Nun wurde der junge Graf sehr traurig, und aus Liebe zu seiner Frau ließ er sich von dem Diener die Augen ausstechen. Doch verschlimmerte sich die Krankheit jetzt noch mehr, da sie betrübt darüber war, daß der Gatte sich ihretwegen die Augen hatte ausstechen lassen, und nach einigen Tagen starb sie. Von ihrem Todestage an war der Graf ganz unglücklich, und schließlich machte er mit einem Dolche seinem Leben ein Ende. Dazu begab er sich in einen unterirdischen Gang, der, wie die Leute erzählen, vor etwa fünfzig Jahren dadurch wieder entdeckt wurde, daß ein Dohse, der auf den Kirchhof gelaufen war, dort hineinfiel. Man erzählt weiter, daß die Bewohner von Popowo in früheren Zeiten gesehen haben, wie in den Nächten auf dem Turm des Schlosses zwei Sterne geleuchtet haben, und man behauptet, daß diese Sterne die Augen des jungen Grafen gewesen sind. Nach vielen Jahren, an einem Wschermittwoch, dem Todestage des jungen Grafen, stürzte das Schloß ein, und die Augen hörten auf zu leuchten.

14. Die in Mäuse verwandelten Hochzeitsgäste.

In Zmielno (Kr. Wittowo) soll vor vielen Jahren ein Graf gewohnt haben, der durch seine große Sparsamkeit sehr reich geworden war. Er hatte zwei Söhne, unter denen nach seinem Tode ein heftiger Streit entstand. Beide hatten sich nämlich in eine junge Gräfin verliebt; sie aber zog den älteren Bruder vor, und dieser wollte, um selbst im Besitz des ganzen Erbes zu bleiben, dem jüngeren Bruder sein Erbteil nicht geben. Der verließ deshalb sein Heimatdorf und zog in der Welt umher. Der ältere Bruder ließ sich nun einen schönen Palast und in diesem einen großen und prächtigen Saal bauen; dort wollte er mit seiner jungen Gemahlin leben. Als alles fertig war, sollte die Hochzeit gefeiert werden. Inzwischen war der jüngere Bruder in Italien gewesen, und als er von der bevorstehenden Vermählung seines Bruders erfuhr, kehrte er in seine Heimat zurück. Am Abend des Hochzeitstages langte er in Zmielno an. Als ein Bote verkleidet, ging er in das Schloß, angeblich, um dem jungen Paare seine Glückwünsche darzubringen; aber anstatt dem Bruder Glück zu wünschen, erschloß er ihn, und den Hochzeitsgästen, die in großer Zahl in dem Schlosse anwesend waren, wünschte er, daß sie auf der Stelle verschwinden sollten. Sein Wunsch erfüllte sich; in demselben Augenblick war das Schloß leer. Doch seit diesem Tage hatte der junge Graf des Nachts in dem Schlosse keine Ruhe, und er ließ sich deshalb ein andres Schloß bauen. Nach mehreren Jahren geschah es, daß ein Wanderer in das Schloß kam und um ein Nachtlager bat. Der Graf ließ ihn in das Schloß führen, in welchem er einst seinem Bruder das Leben genommen hatte, befahl aber seinen Dienern,

daß sie dem Fremden nichts von den Ereignissen sagten. Am Abend begab sich dieser zur Ruhe, doch konnte er nicht einschlafen, obwohl er sehr müde war. Um Mitternacht hörte er in dem Saale einen Lärm; neugierig, zu erfahren, was es dort gebe, und was der Lärm zu bedeuten habe, stand er auf und begab sich dorthin. Erstaunt blieb er an der Thür stehen, als er sah, wie sich eine Raze gegen eine Menge von Mäusen wehrte, die sich auf sie warfen. Bald merkte er, daß die Raze unterliegen mußte, und er eilte ihr deshalb zur Hülfe. Dafür dankte die Raze dem Wanderer und bat ihn, ihr weiter zu helfen. Über die menschliche Sprache der Raze verwundert, fragte er sie nach der Ursache des Kampfes. Sogleich verwandelte sich die Raze in einen schönen Jüngling, der erzählte, daß sich die Mäuse in solcher Weise an ihm rächen wollten; denn er habe sie ins Verderben gestürzt. Auch sagte er ihm, daß er der Bruder des Grafen sei, daß dieser ihn erschossen und den Hochzeitsgästen gewünscht habe, sie sollten sich in Mäuse verwandeln, und dieser Wunsch habe sich sogleich erfüllt. Dann bat er ihn, er solle noch zwei Nächte in dem Schlosse schlafen, dann werde er mit seinen Gästen Ruhe haben; er aber solle zur Belohnung das Schloß erhalten. Gern erfüllte der Wanderer die Bitte des unglücklichen Jünglings. In der zweiten Nacht sah er, wie die Gäste, in Biergespannen sitzend, durch den Saal fuhren, und in der dritten Nacht, wie alle Gäste sich in dem Saal versammelten, um die Hochzeitsfeier des jungen Paares zu beendigen. Davor aber bekam er so große Angst, daß er aus dem Schlosse hinauslief. Sogleich stürzte das Schloß ein, und seit diesem Tage hörte man nichts mehr von Loben und Lärmen darin. Wenn man aber jetzt mit einem Zmielnoer an

der Stelle vorbeigeht, wo einst das Schloß gestanden hat, erzählt er immer noch die Geschichte von den verwünschten Hochzeitsgästen.



15. Der weiße Hirsch.

Bei dem Gute Kruszewo (Kr. Czarnikau) liegt ein großer Wald, in dem sich viel Wild aufhält, Hirsche, Rehe und Wildschweine. Das Forsthaus liegt mitten im Walde. Eines Morgens saß der Jäger am Fenster, als plötzlich ein weißer Hirsch, der einen schwarzen Fleck auf der Stirn hatte, bei dem Fenster vorbeilief, während sich das Wild sonst nicht in der Nähe des Hauses zeigte. Da er ein solches Tier noch nicht gesehen hatte und es gern schießen wollte, um damit den Grafen zu überraschen, nahm er sofort das Gewehr und lief dem Hirsch nach. Dreimal schoß er, verfehlte aber jedesmal das Ziel. Der Hirsch lief weiter und er hinter ihm her. Plötzlich war das Tier verschwunden. Am nächsten Tage ging der Jäger zum Grafen und erzählte ihm die Begebenheit. Erstaunt darüber, ließ der Graf für den folgenden Tag eine Treibjagd auf den Hirsch veranstalten. Die Jäger teilten sich im Walde. Als der Jäger von Kruszewo so ein Stück gegangen war, da sah er, daß der weiße Hirsch gerade auf ihn zulief. Sofort schoß er, und er glaubte auch getroffen zu haben; aber da war der Hirsch mit einem Male wieder verschwunden, und er sah ihn nicht mehr. Da merkte er denn, daß das Tier wohl nichts Irdisches sein könne, und er erzählte dieses Erlebnis auch dem Grafen; kein Schütze hatte an diesem Tage etwas geschossen. Der Graf riet nun dem Jäger, am nächsten Tage

wieder in den Wald zu gehen, aber nicht auf den Hirsch zu schießen, sondern abzuwarten, was geschehen werde. Der Jäger tat, wie ihm befohlen war. Wirklich erschien der Hirsch wieder. Er kam wieder auf den Jäger zugelaufen. Diesmal schoß der Jäger nicht, sondern blieb ruhig stehen. Da kam der Hirsch ganz nahe heran und stand vor dem Jäger still. Dieser wußte nicht, was er tun sollte, und rief vor Schrecken: „Wenn du ein Geist bist, so sage, was du willst!“ Sofort verwandelte sich der Hirsch in einen feingekleideten Herrn. Dieser sagte dem Jäger, daß er der verstorbene alte Graf sei und wünsche, daß sein Sohn morgen hierher kommen, sich aber nicht erschrecken solle. Der Jäger meldete das dem jungen Grafen. Dieser ging am nächsten Tage sofort in den Wald. Kaum war er ein Stück gegangen, als er den Hirsch schon von weitem ankommen sah. Beide blieben stehen, ohne daß einer ein Wort sagte. Endlich hub der junge Graf an, daß er auf seinen Befehl gekommen und bereit sei, seine Wünsche in Empfang zu nehmen. Nun verwandelte sich der Hirsch wieder in den alten Grafen, und dieser erzählte nun dem Sohne, daß er Reichtümer besitze, von denen er gar nichts wisse. Während er das Rittergut besessen, sei er sehr geizig gewesen und habe jeden Armen, der ihn um ein Almosen angefleht habe, zur Türe hinausgeworfen. Unter der Treppe, die zum Keller führe, habe er damals selbst einen großen Topf voll Geld vergraben; diese Goldstücke habe er selbst aus seiner Kasse entwendet und nachher den Kassensführer wegen Unterschlagung angeklagt, und der sei auch zu längerer Gefängnisstrafe verurteilt worden und im Gefängnis gestorben. Die Frau und die Kinder habe er als Diebe vom Hofe jagen lassen.

Für alles das habe er jetzt zu leiden. Nun solle er den Topf wieder ausgraben und das Geld unter die Armen verteilen; für ihn selbst aber solle er eine Messe lesen lassen. Damit war der Graf verschwunden. Der junge Graf tat, wie ihm befohlen war. Am nächsten Tage ließ er für seinen Vater eine Messe lesen, und als er aus der Kirche zurückgekehrt war, ging er sofort wieder in den Wald. An derselben Stelle traf er den Vater, aber nicht in der Gestalt eines Hirsches, sondern als einen feingekleideten Herrn. Der alte Graf sagte, daß er nun vielleicht Erlösung finden werde; man werde ihn aber noch einmal in der Gestalt eines Hirsches sehen, doch werde er nicht in den Wald kommen, sondern vor das Schloß und zwar, wenn jemand aus der Familie sterben werde, sagte er dem jungen Grafen nicht.

Zwei Jahre darauf wurde der junge Graf bedenklich krank. Da alle Diener im Schlosse beschäftigt waren, wurde der Jäger herbeigerufen, damit er die Gäste, die den kranken Grafen noch einmal besuchen wollten, empfangen. In einer Nacht nun wurde der Graf sehr unruhig. Da hörte der Jäger, der bei dem Grafen wachte, daß sich das Thor öffnete und ein Wagen auf den Schloßhof fuhr. Er ging hinunter, sah aber nichts. Da tat sich mit einem Male das Thor von selbst auf, und der weiße Hirsch kam in den Schloßhof gelaufen. Er lief einmal im Hofe herum, dann wieder hinaus, und das Thor schloß sich von selbst. Vor Schrecken lief der Jäger wieder nach oben; aber als er dort ankam, war der Graf schon verschieden.



16. Das zahme Reh.

Wenn man von Czarnikau nach Schönlanke geht, trifft man hinter dem Dorfe Hammer rechts an der Chaussee ein Gehöft, das von einem großen Walde umgeben ist. Mitten in diesem Walde lag ein kleiner See. Das Gehöft war vor vielen Jahren im Besiße eines Mannes, der dem Trunke ergeben war. Seine Frau und Kinder waren gerade das Gegentheil von ihm. Um seinen fortgesetzten Mißhandlungen zu entgehen, waren sie zu entfernt wohnenden Verwandten geflohen. Da der Mann alles vertrank und zuletzt gar nicht mehr arbeitete, so geriet er immer tiefer in Schulden, so daß er zuletzt seine Wirtschaft verkaufen mußte; und als er auch das Geld, das er dafür bekommen, vertrunken hatte, blieb ihm nichts weiter übrig, als bei fremden Leuten auf Arbeit zu gehen, um sich seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Er hatte nun in dem Walde, der neben seinem früheren Besiße lag, Holz. Im Dorfe hatte er sich ein Stämmerchen gemietet, in dem er kümmerlich lebte.

Als es ihm jetzt so traurig ging, da überkam ihn doch die Reue über das, was er getan hatte. Wie gut und wie sorgenlos hätte er mit Weib und Kindern auf seinem Hofe leben können, wenn er sich nicht dem Schnapsteufel ergeben hätte! Eines Tages hatte er wieder Holz im Walde. Er ward sehr betrübt, als er an Weib und Kinder dachte. In der Frühstückspause setzte er sich am Ufer des Sees nieder, um ein wenig auszuruhen, und bald war er eingeschlafen. Eine Stunde etwa war vergangen, da wurde er durch einen feingekleideten Herrn geweckt, der neben ihm saß und fortwährend seinen Namen rief. Als er erwachte, war er nicht wenig erstaunt darüber, daß der Fremde, den er nie gesehen

hatte, seinen Namen wußte; aber als er ihn sich näher ansah, da merkte er, daß es der Teufel in eigner Person war, denn er hatte statt des einen Fußes einen Pferdehuf. Er erschraf, aber der Teufel redete ihm freundlich zu und versprach ihm, er wolle ihm so viel Geld geben, wie er nur haben wolle, wenn er ihm dafür seine Seele verschreibe. Nach langem Bedenken willigte der Mann ein. Der Teufel sagte ihm nun, daß er nach drei Jahren kommen und sich seine Seele holen werde; er solle dann an demselben Tage und zu derselben Stunde wieder an den See kommen. Darauf verschwand er; der Holzhacker aber hatte so viel Geld in der Tasche, daß er sich eine noch größere Wirtschaft kaufen konnte, als er sie vorher besessen hatte. Nichts schlug ihm fehl, und so kam er allmählich zu Reichtum.

Inzwischen waren die drei Jahre verstrichen. Betrübt ging er an den See, wo der Teufel schon auf ihn wartete. Unterwegs kam ihm ein Reh entgegengeläufen. Der Mann scheuchte das Tierchen, das sich ihm zutraulich näherte, nicht fort, sondern gab ihm ein Stückchen Brot, das er bei sich hatte. Als er an den See gekommen war, fragte ihn der Teufel, ob er noch etwas wünsche, und der Mann erwiderte ihm, er solle ihm eine Aufgabe stellen, und wenn er die lösen könne, so solle er ihn freigeben, wenn nicht, so solle seine Seele ihm verfallen sein. Der Teufel ging darauf ein. Lange dachte er darüber nach, was für eine Aufgabe er wohl stellen solle; endlich befahl er ihm, er solle im Walde ein Reh mit freien Händen fangen und es lebendig an den See bringen, aber das müsse innerhalb einer Stunde geschehen. Der Mann begab sich wieder zurück in den Wald, und bald kam ihm das Reh, das er vorhin mit Brot gefüttert

hatte, entgegen. Er faßte es um den Hals und führte es an den See. Als der Teufel das sah, ward er fürchterlich wütend; aber er konnte nichts machen, denn der Mann hatte die ihm gestellte Aufgabe gelöst. Deshalb sagte er ihm, er habe jetzt keine Gewalt mehr über ihn, aber er solle ihn nicht zum zweitenmal versuchen, sonst werde es ihm schlecht ergehen. Damit verschwand er.

Der Mann dankte Gott für seine Rettung und lebte dann noch mehrere Jahre fromm und zufrieden. Als er auf dem Sterbebette lag, gedachte er seiner Frau und seiner Kinder, und er befahl denen, die um ihn waren, seine Frau und seine Kinder herbeizuholen, damit sie die Wirtschaft übernahmen. Darauf starb er in Gott. Die Frau kam nun mit ihren Kindern herbei und übernahm das Gut.

Einige Zeit war vergangen, da ging in einer Nacht ein Arbeiter bei dem Walde vorbei. Plötzlich sah er eine weiße Gestalt auf sich zukommen. Erschreckt wollte er fortlaufen; aber die Gestalt redete ihn freundlich an und sagte, er solle nur keine Angst haben; sie sei der Geist des Verstorbenen und hergekommen, um sich mit der Gattin und den Kindern auszuföhnen. Dann erzählte der Geist dem Manne alles und bat ihn zuletzt, zu seiner Frau zu gehen und ihr zu sagen, daß sie am nächsten Tage in der Mitternachtsstunde zum Walde kommen und die Kinder mitbringen solle. Der Mann erzählte das der Frau, und in der nächsten Nacht ging sie mit den Kindern zum Walde. Die Gestalt erschien wieder und fragte die Frau und die Kinder, ob sie sich mit ihm verföhnen wollten. Die waren gern dazu bereit, und nun bat die Gestalt sie noch, sie sollten eine Messe für sie lesen lassen, dann werde sie selig werden. Nachdem die Frau das

versprochen hatte, verschwand der Geist und ward nicht wieder gesehen. Die Frau ließ die Messe lesen, und dort, wo ihr der Geist erschienen war, ließ sie ein Denkmal setzen. An dessen Stelle befindet sich jetzt ein großer Stein, der im Walde an der Chaussee liegt. Auch der See ist nicht mehr da, sondern an seiner Stelle befindet sich eine große Grube. Die Frau und die Kinder aber starben bald nach dem Erscheinen ihres Vaters kurz hintereinander.



17. Die gespenstische Kuh.

Auf dem Wege von Czempin nach Szoldry kommt man durch einen großen Wald. In diesem Walde soll Tag und Nacht ein Mann auf einer Kuh umherreiten. Als an einem Sonntage das Kind eines Hirten nach Czempin zur Kirche gehen wollte, da verspernte dem Kinde plötzlich der auf der Kuh sitzende Mann den Weg, hob es auf die Kuh und ritt davon. Nach langem Suchen fand man die Kleider des Kindes am Ufer eines Sees, welcher in dem Walde liegt. Die Gräfin von Szoldry, welcher der Wald gehörte, setzte eine große Belohnung aus für den, der dem Spuk ein Ende machen würde; aber alle hatten Angst davor. Da meldete sich schließlich der Vater des Kindes; er wollte sich, da er sich in Geldverlegenheit befand, die Belohnung verdienen und hoffte zugleich auch, sein Kind zu retten. Gleich in der folgenden Nacht ging er aus; aber er traf das Gespenst nicht, obwohl er bis drei Uhr morgens wartete. Ebenso erging es ihm in der zweiten und dritten Nacht. Als er in der vierten Nacht wieder in den Wald gegangen war, wurde

es, als die Uhr gerade zwölf schlug, plötzlich hell vor ihm, und ein Mädchen mit einer Kuh stand vor ihm. Es war seine Tochter. Sie hatte ein Köllchen Papier in der Hand, darauf standen die Worte: „Hüte dich, hüte dich! Vier- oder fünfmal entgehst du, aber nicht öfter.“ Der Vater war im ersten Augenblick starr vor Schrecken; doch bald ermannte er sich und wollte nun auf sein Kind zulaufen und es der Kuh entreißen. Doch in demselben Augenblick verschwanden Kuh und Kind, und er hörte nur noch ein unheimliches Klirren und Pfeifen.

In der nächsten Nacht machte sich der Hirt wieder auf, um zu der Stelle zu gehen, wo er die Kuh getroffen hatte. Er dachte jetzt nicht mehr an die Belohnung, er wollte nur sein einziges Kind retten. Zwar überkam ihn auf dem Wege ein Grauen und Zittern; aber mutig ging er der Gefahr entgegen. Es war elf Uhr, als er auf der alten Stelle ankam. Alles schwieg im Walde, kein Vögelchen machte sich bemerkbar; nur hin und wieder hörte er ein eigentümliches Kreischen. Aber das schreckte ihn nicht. Als es endlich zwölf Uhr schlug, sah er von der einen Seite einen alten Mann, von der andern sein Kind mit der Kuh kommen. Er stand auf und trat dem Manne entgegen. Der Alte fragte ihn, was er hier wolle. Der Hirt antwortete: „Mein einziges Kind.“ Darauf erwiderte der Alte: „Wenn du mich bezwingst, kannst du dein Kind mit dir nach Hause nehmen.“ Der Hirt machte sich zum Kampf bereit. Eine ziemliche Weile behielt er die Oberhand. Als aber der Alte sah, daß der Hirt doch nicht so schwach war, wie er sich anfangs gedacht hatte, da blickte er ihm in die Augen, und die Hände des Hirten fielen, wie von einem Schläge getroffen, schlaff herunter. Der

Hirt hatte keine Kraft mehr und mußte mit dem Alten mitgehen. Als man am nächsten Tage Nachforschungen nach ihm anstellte, da fand man seinen Hut und an diesem ein gelbes Band, worauf geschrieben stand: „Dieser Hirt sei für jedermann ein warnendes Zeichen!“ Seitdem hat es niemand mehr gewagt, sich dem Alten entgegenzustellen.



18. Der Teufel bei Radosiew.

In der Gegend von Radosiew im Kreise Czarnikau sollen sich oft Gespenster gezeigt haben. Meistenteils erschienen sie am Anfang des Herbstes. Einst diente bei einem Bauern, der in der Nähe von Radosiew wohnte, ein junges Mädchen, das noch zur Schule ging. Die Eltern hatten es ihm anvertraut, als sie starben, damit er für das Kind Sorge und es erziehe. Aber obwohl er es versprochen hatte, tat er es doch nicht, benutzte die Kleine vielmehr zu den schwersten Arbeiten und gab ihr auch nicht das nötige Essen und die nötige Kleidung. Und auch in der Nacht ließ er ihr nicht Ruhe; denn sie mußte am Abend noch die Kühe oder Schafe auf die Weide treiben. Als sie einst schon spät — es war gegen halb zwölf Uhr — nach Hause ging, wurde sie plötzlich von großen Schmerzen befallen und lief wie wahnsinnig nach Hause, ohne die Kühe mitzutreiben. Der Bauer, der sie so ankommen sah, geriet in Zorn und fluchte auf das Mädchen; es mußte sofort zurückgehen und das Vieh holen. Als sie nun mit dem zurückkehrenden Vieh bei dem Walde ankam, hörte sie plötzlich ein Geräusch im Walde. Es schien von einem Pferde herzurühren, und es war auch so; denn

schon erblickte sie ein Pferd vor sich, welches eine hell leuchtende Laterne am Kopfe hatte. Auf ihm saß ein Mann, der mit zerlumpten Sachen bekleidet war. Auch hatte er keinen Kopf, sondern an dessen Stelle eine zu einem Ballen geringelte Schlange. Auf der Brust glimmte ihm ein Feuer. Es war der Teufel. Das Mädchen merkte das wohl; es blieb stehen und sagte kein Wort, denn so hatte sie es von ihren Eltern gelernt. Bald hörte sie die Gestalt etwas murmeln, und dann wurde sie von ihr aufgefordert, sich hinten auf das Pferd zu setzen, da der Bauer es befohlen habe. Doch das Mädchen sprach kein Wort, sondern lief nach Hause. Unterdessen war das Vieh schon auf dem Bauernhofe angekommen. Als nun der Bauer die Kühe ohne das Mädchen sah, wurde er zuerst zornig darüber, dann aber wurde er ruhiger und bereute sein Fluchen. Wie er nun noch so im Zimmer stand, vernahm er auf einmal Pferdegetrappel. Er sah zum Fenster hinaus, und da erblickte er den Reiter und vor ihm das fliehende Mädchen. In der Eile ergriff er ein Messer, das auf dem Tische lag, um damit dem Mädchen zu helfen. Als er nach draußen kam, waren die beiden auch schon auf dem Hofe, und als er den Reiter ohne Kopf erblickte, da schrak er zurück; denn nun wußte er, daß es der Teufel war, dem er durch sein Fluchen das Mädchen übergeben hatte, und daß er es nun holen wollte. Und das sagte ihm der Teufel denn auch. Eben wollte nun der Bauer Flüche gegen den Teufel ausstoßen, da begann er sich noch eines besseren, nahm das Mädchen bei der Hand und führte es, ohne ein Wort zu sprechen, in die Stube. Der Teufel verschwand. Nun hielt der Bauer die Kleine gut und behandelte sie wie seine

Tochter. Sie durfte keine schwere Arbeit mehr tun. Aber einmal, als der Bauer keine Leute zur Arbeit bekommen konnte, mußte sie die Kühe wieder auf die Weide treiben. Als es dunkel war, kam sie nach Hause. Auf dem Wege aber kam ein kleines Pferd angetammt und biß sie in die Hand. Daran starb sie nach einigen Tagen. Das Pferd war ein Gehülfe des Teufels gewesen.



19. Die zerbrochenen Kirchenlichte.

In einer Kirche bei Pleschen fand man an jedem Morgen alle Lichte und Kerzen zerbrochen. Trotz alles Aufpassens konnte man den Täter nicht ertappen, so daß der Geistliche schließlich selbst glaubte, daß Geister ihre Hand im Spiele hätten; hatte er doch schon manche Nacht in der Kirche gewacht, aber er hatte immer nur gehört, wie die Lichte zerbrochen wurden; der Täter war ihm unsichtbar geblieben. Einmal ging er um Mitternacht in Begleitung mehrerer Männer in die unter der Kirche befindliche Gruft. Es wurden alle Särge geöffnet, aber man fand nichts Verdächtiges. Endlich entdeckte einer der Männer einen in einer Nische verborgenen schwarzen Sarg. Als man mit einem Stemmeisen den Sargdeckel aufheben wollte, fand man, daß der Deckel ganz leicht aufging, und man sah in dem Sarge einen schwarz gekleideten Mann liegen, der zu schlafen schien. In demselben Augenblick schlug es zwölf Uhr. Der Tote öffnete den Mund, gähnte und wollte aufspringen. Rasch entschlossen steckte der Priester dem Schwarzen ein Kreuz in den Mund und hielt ihn im Sarge fest.

Wie gebannt blieb der Mann in seiner Lage und gab nur ein heiseres Grunzen von sich. So hielt ihn der Priester bis ein Uhr. Als die Geisterstunde vorüber war, erstarrte der Tote und schlief weiter. Sofort wurde der Sarg aus der Gruft hinausgeschafft und auf dem Friedhose begraben, und der Spuk hörte seit der Zeit auf.



20. Der rollende Stein in der Kirche zu Emchen.

Vor vielen Jahren lebte zu Emchen im Kreise Schrimm ein Graf, der war selten zu Hause; meistens befand er sich auf Reisen. Aber nicht lange erfreute er sich des Lebens; er starb zeitig und wurde in der Kirche zu Emchen beigesetzt. Als am Tage nach seinem Begräbnis der Kirchendiener in die Kirche kam, fand er die Leuchter auf dem Altar umgeworfen, und auch sonst war die Kirche in Unordnung. Er meldete den Vorfall dem Geistlichen, der darüber sehr erschraf. Doch beschloß er, in Begleitung eines andern, ihm befreundeten Geistlichen während der Nacht in die Kirche zu gehen und zu untersuchen, was dort vorgehe. Zunächst aber wollte er abwarten, ob sich der Vorfall in den nächsten Tagen wiederholen würde. Da das in der That geschah, begaben sich die beiden Geistlichen eines Abends in die Kirche. Sie knieten zuerst hin und beteten. Noch war alles ruhig; als aber die Turmuhr die zwölfte Stunde geschlagen hatte, entstand ein starkes Geräusch. Dadurch wurde der eine Geistliche so erschreckt, daß er eiligst aus der Kirche floh; der andre blieb zurück und wartete ab, was weiter geschehen würde. Da öffnete sich eine Thür auf dem

Zußboden der Kirche, und ein großer Stein in Gestalt einer Kugel sprang heraus. Dieser rollte überall in der Kirche umher, und zuletzt sprang er auf die Altäre und warf die Leuchter um. Dann verschwand er an derselben Stelle, wo er erschienen war. Der Geistliche hatte alles genau beobachtet, und da dieser Spuk gerade nach dem Tode des Grafen eingetreten war, so vermutete er, daß er auch mit dem Grafen in Zusammenhang stehe. Man schaffte daher auf sein Anraten die Überreste des Grafen aus der Kirche hinaus und begrub sie auf dem Kirchhofe. Nun herrschte in der Kirche wieder Ruhe; aber auf dem Kirchhofe begann es zu spuken. Jedesmal, wenn Leute zur Mitternachtszeit dort vorübergingen, sahen sie einen großen Stein aus dem Grabe herauspringen, der rollte auf dem Kirchhof umher, bis er ihn völlig umkreist hatte. Dann verschwand er wieder. Die Leute fürchteten sich deshalb, zur Nachtzeit dort vorbeizugehen.



21. Gelförte Grabesruhe.

In Rußwien lebte einst ein reiches Elternpaar, das nur ein einziges Kind hatte. Das wurde natürlich verhätschelt; es wurde nie gestraft, auch nie angehalten, sein Morgen- und Abendgebet zu beten. Wenn Bettler ins Haus kamen, so wurden sie stets von dem Kinde belästigt. In der damaligen Zeit führten die Bettler mannhohle Stöcke mit sich, welche am Ende mit einer Igelhaut besetzt waren, zum Schutz gegen die Hunde. Wenn nun ein Bettler sich auf seinen Stock stützte und sein Gebet verrichtete, faßte das Kind an den Stock und stieß ihn dem

Bettler an das Kind; und darüber freuten sich die Eltern, weil das Kind so klug sei, wie sie sagten. Der Bettler trug dann zwar Groll im Herzen, doch sagte er nie etwas; denn er wurde von den reichen Eltern stets reichlich beschenkt. Aber Gott sah alles; er strafte die Eltern dadurch, daß er ihnen das Kind nahm.

Die Eltern wollten sich über den Verlust des Kindes gar nicht trösten lassen, und da man für Geld auf dieser Welt alles haben kann, so konnten sie auch für ihren Liebling einen Begräbnisplatz in der Kirche haben. Aber seit dem Tage des Begräbnisses schwand die nächtliche Stille in der Kirche. Der Wächter, der des Nachts an der Kirche vorbeiging, hörte Schritte und Gepolter darin, bekreuzte sich und machte, daß er aus ihrem Bereich kam. Und wenn man am Morgen die Kirche betrat, fand man die Altarlichte zerbrochen, die Bilder beschädigt und die Kirchengedächtnisgeräthe umgeworfen. Der Propst konnte sich diesen Spuk gar nicht erklären; denn dem Kinde konnte er das alles nicht zuschreiben, da es im zartesten Alter gestorben war, also nach seiner Meinung noch keine Sünde hatte, für die es verdammt sein konnte. Und sich einmal selbst von der Ursache des Spuks zu überzeugen, dazu war er zu furchtsam.

Aber bald kam ein Retter in der Not. Ein Schulfreund kehrte bei ihm ein, und nach der Begrüßung fragte dieser, was denn Neues in dem Dorfe zu hören sei. Und der Propst erzählte ihm von dem nächtlichen Spuk in der Kirche, teilte ihm aber auch zugleich seine Bedenken bezüglich des Kindes mit. Doch der Freund befahl zu wachen; man könne ja nicht wissen. Und da der Propst nichts darauf erwiderte,

so entschloß sich sein Freund, selbst eine Nacht in der Kirche zu wachen. Sobald es Abend geworden war, betrat er die Kirche und bestieg die Kanzel; denn kein Geist, er sei, welcher er wolle, darf die Kanzel betreten. Er nahm auch eine lange Stange mit, mit der er bequem bis an die Grabestür reichen konnte. Hierauf ließ er die Kirche schließen und betete auf der Kanzel.

Um Mitternacht kam Leben in die Kirche. Der Freund wurde auf einmal durch Tritte in seinen Gebeten gestört, und als er ausblickte, bemerkte er den Gottseibeius, der nach der Kellertür schritt, sie öffnete und aus dem Gewölbe den Sarg des Kindes herausbrachte. Er öffnete ihn und nahm die Leiche in seine Klauen; dann schüttelte er sie hin und her, so daß die Kleider abfielen. Die nackte Leiche warf er nun nach dem Altar, so daß die Kerzen nur so umherflogen; er warf sie nach den Bildern, so daß sie beschädigt wurden; er warf sie nach den Geräten, so daß sie umfielen. Mit Schaudern sah der Freund dem Treiben des Teufels zu; dann aber streckte er seine Stange aus und zog mit dieser die Kleider der Leiche an sich.

Nun hatte der Teufel seine Arbeit verrichtet, und er schickte sich an, die Leiche wieder an Ort und Stelle zu bringen. Doch als er an die Tür des Gewölbes kam, waren ihm die Kleider verschwunden. Verwundert blickte er in der Kirche umher und bemerkte endlich den Mann auf der Kanzel. „Du,“ schrie er ihn mit wütender Stimme an, „gib die Kleider her, sonst drehe ich dir den Kopf um!“ „Nur zu, wenn du Lust hast,“ entgegnete der Freund. Alle Wut half dem Teufel nichts. Nun fragte ihn der Freund nach der Ursache seines Handelns. Und der Teufel

erzählte ihm, daß das Kind wohl im Himmel sei; aber weil die Eltern den Leib bei Lebzeiten nicht gezüchtigt hätten, müsse er ihn jetzt so lange herumwerfen, bis alles Fleisch von den Knochen abgefallen sei. Es würde wieder Ruhe in der Kirche herrschen, wenn die Eltern die Leiche mit Ruten zerschlagen würden. Nun bat der Teufel um die Kleider, da er noch vor dem Hahnenruf von der Erde weg müsse. Der Freund kannte nun den Teufel und gab sie ihm. Der Teufel zog darauf die Leiche an und machte den Sarg zu. Auf dem Deckel aber befahl ihm der Freund die Wahrheit aufzuschreiben. Und mit seinem Finger schrieb der Teufel in gebrannten Buchstaben auf, was der Freund verlangte. Dann wollte er verschwinden; doch jener nahm ihm erst das Versprechen ab, bei seinem Verschwinden keinen Schaden anzurichten, sondern durch eine pfenniggroße Öffnung des Kirchenfensters zu entweichen. Der Teufel tat das, und erst hinter der Kirche befreite ihn der Freund vom Banne.

Als der Morgen angebrochen war, wurden die Eltern des Kindes gerufen, und sie lasen mit Schauern ihre Schuld auf dem Sargdeckel. Es wurde nun eine Totenmesse für die Ruhe des toten Kindes gehalten, während welcher die Eltern die Leiche mit Ruten schlagen mußten. Seit der Zeit herrschte wieder Ruhe in der Kirche.



22. Der ungläubige Mönch.

In Tremessen war früher ein Augustinerkloster, dem viele Dörfer und Wälder in der Umgegend gehörten. Im fünfzehnten Jahrhundert war ein sehr frommer Bruder mit Namen Gregorius dort Abt. Er war weit und breit als ein prophetischer Mann bekannt. Zu derselben Zeit lebte in dem Kloster ein junger Bruder, Ignatius. Dieser wollte gern die Ewigkeit Gottes ergründen und grübelte Tag und Nacht darüber nach. Eines Tages sagte der Abt Gregorius zu ihm, er solle nicht das Rätsel der Ewigkeit Gottes zu erraten suchen, da dies für einen Menschen unmöglich sei, und er wies ihn hin auf den Spruch Psalm 90,4: Denn tausend Jahre sind vor dir wie der Tag, der gestern vergangen ist, und wie eine Nachtwache. Die Worte des Abtes ergriffen den jungen Mönch, und er ging in den nahen Wald, um in der Einsamkeit darüber nachzudenken. Immer tiefer kam er hinein in den Wald, und endlich setzte er sich ermüdet auf den Rasen und schlief ein.

Als er erwachte, bemerkte er, daß die Dämmerung bereits hereingebrochen war, und eben ertönte das Glöcklein, das zur Abendandacht rief. Er eilte zum Kloster und begehrte Einlaß. Zu seinem Erstaunen sah er einen unbekanntem Pfortner, der ihn nach einigem Zaudern hereinließ. Als er in die Kirche kam, fand er nur fremde Gesichter, und auf seinem Platze kniete ein betender Mönch. Er kniete jedoch hin und wartete das Ende der Andacht ab. Das war bald gekommen. Nun kamen alle Brüder zu ihm und fragten ihn, wer er sei, wie er hierher gelangt sei, und was er suche. Angstvoll nannte er seinen Namen und fragte,

wo der Vater Gregorius sei und die Brüder, die er doch erst vor wenig Stunden verlassen habe. Die Mönche sahen ihn erstaunt an und meinten es mit einem Geisteskranken zu tun zu haben. Da er sich jedoch nicht verwirren ließ und immer wieder behauptete, den Abt Gregorius erst vor kurzem verlassen zu haben, so sah man in den Klosterurkunden nach und fand, daß der Vater Gregorius vor zweihundert Jahren gestorben war, und daß kurz vorher ein ungläubiger Mönch mit Namen Ignatius spurlos aus dem Kloster verschwunden sei. Da rief Ignatius erschüttert aus: „Jener Ignatius, der verschwunden ist, bin ich. Während ich im Walde über die Ewigkeit Gottes nachgrübelte, schlief ich ein. Ich glaubte, drei Stunden geschlafen zu haben, und jetzt zeigt es sich, daß zweihundert Jahre verflossen sind. Jetzt glaube ich, daß dem Herrn tausend Jahre sind wie ein Tag.“ Als er dies gesprochen hatte, ergraute sein Haar, erbleichte sein Gesicht, und als Leiche sank er in die Arme der betroffenen Mönche.



23. Ein Verstorbener erscheint als Hund.

In Wyki bei Dobrzyca (Kr. Pleschen) lebte vor vielen Jahren eine arme Tagelöhnerwitwe mit ihrem erwachsenen Sohn, der ein rechter Taugenichts war. Dieser wurde einmal schwer krank, und die Mutter riet ihm, sich mit Gott zu versöhnen. Sie wollte ihm einen Priester rufen, doch der Sohn wollte anfangs nichts davon wissen, und erst auf die dringenden Bitten der Mutter erklärte er sich einverstanden. Als aber der Geistliche erschien, wollte der unwürdige Mensch

seine Sünden nicht beichten, sondern fing an, auf den Geistlichen zu schelten. Dieser verließ alsbald das Haus der Witwe. Einige Zeit später wurde der Sohn wieder krank, und der Geistliche wurde zum zweiten Male gerufen; aber auch jetzt richtete er bei dem Sünder nichts aus. Als der Sohn zum dritten Male sein Leben schwer bedroht sah, forderte er selbst einen Geistlichen. Doch der Mutter war nun die Geduld ausgegangen, und im Zorn sagte sie zu ihrem Sohn, daß die Teufel in der Hölle schon auf ihn warteten, und daß es deshalb nutzlos sei, einen Priester zu rufen. So starb der Kranke bald darauf, ohne sich mit Gott versöhnt zu haben. Seit diesem Tage kam, wenn es dunkel wurde, ein großer schwarzer Hund an das Fenster der Witwe und heulte fürchterlich. Die arme Frau wußte sich keinen Rat und erzählte das andern Leuten des Dorfes. Diese kamen nun öfters und suchten den Hund zu verschrecken; aber immer wieder kam er heulend zurück. Einer riet auch, den Hund hinter das dritte Dorf zu verjagen; aber auch das half nichts. Erst als der Geistliche die Stelle, wo der Hund immer zu erscheinen pflegte, mit Weihwasser besprengt hatte, ließ sich der Hund nicht mehr blicken.



24. Der böse Klaus.

Es war einmal in Georgsdorf bei Meseritz ein Knabe mit Namen Klaus. Seine Eltern waren schon früh gestorben, und von Jugend auf war er sich selbst überlassen gewesen. Er bewohnte eine halb zerfallene Hütte im Dorf. Schon früh reifte in ihm der Wunsch, auf Abenteuer aus-

zugehen. Eines Tages machte er sich auf. Er kam in einen großen Wald. Nachdem er lange darin umhergewandert war, fand er eine Waldschenke, in der er zu übernachten beschloß. Da er kein Geld hatte, wollte er sich, bevor er in die Schenke eintrat, welches verschaffen und legte sich auf die Lauer. Bald kam ein armer alter Händler vorbei, den er zu töten und zu berauben beschloß. Er sprang aus seinem Versteck hervor, um den alten Mann niederzuschlagen, blieb aber wie gebannt stehen, als dieser seine Hand erhob und ihm mit drohender Stimme zurief: „Unseliger, der du morden willst! Ewig sollst du hier stehen zur Warnung für die Menschenkinder!“ Hierauf verschwand der Mann. Klaus aber zeigt sich noch jetzt jede Nacht an der Stelle mit hochehobener Hand, so daß jeder rechtschaffne Mensch diesen Ort meidet. Trotz aller Warnungen wollte einmal ein wagemutiger Jüngling den Geist sehen; er fand aber dabei seinen Tod, und seitdem wagt es niemand mehr, den Ort zu betreten.



25. Ein Mörder wird in eine Kuh verwandelt.

In einem Dorfe bei Samter hatte einst ein unehrlicher Mann einen Krug inne. Die Leute, die darin verkehrten, wunderten sich stets, daß ihre Rechnung so groß war, obgleich sie gar nicht viel genossen hatten. Eines Tages kehrte ein reicher Herr dort ein, und da es schon dunkel war, blieb er über Nacht. Der Wirt bemerkte bei ihm einen Gürtel, in dem sein ganzes Geld eingenäht war. In der Nacht ermordete er den Fremden und nahm ihm den Gürtel

weg. Am andern Morgen verscharrte er die Leiche in dem nahen Walde. Als er von hier zurückkehrte, wurde er von zwei Männern gesehen und angezeigt. Er schwor jedoch, daß er keinen Mord begangen habe, und fügte hinzu: „Wenn ich das getan habe, so soll mich gleich der Teufel holen.“ Kaum hatte er die Worte gesprochen, da kam auch schon der Teufel durch die Tür geflogen und verwandelte ihn in eine Kuh. Seit der Zeit geht der Wirt in Gestalt einer schwarzen Kuh im Walde umher.



26. Ein Spötter versinkt in die Erde.

In einem Dorfe bei Kruschwitz lebte ein wohlhabender Bauer, der nur ein einziges Kind, einen Sohn, hatte. Dieser Sohn war aber schlecht erzogen und verübte deshalb oft böse Thaten. Wenn er auf das Feld mußte, um das Vieh zu hüten, bekam er von seiner Mutter viele Leckereien mit, und Brot hatte er immer im Überfluß, so daß er es gar nicht verzehren konnte. Baten ihn nun die armen Knaben, die in der Nähe hüteten, um ein Stückchen Brot, so wollte er ihnen nichts geben. Eines Tages trieb er wieder sein Vieh auf das Feld. In der einen Hand hielt er ein großes Butterbrot, das er aber nicht aß, weil er keinen Hunger hatte. Da kamen arme Knaben hinzu und baten ihn, er möge ihnen doch das Stück Brot geben. Er leckte die Butter ab, beschmierte dann das Brot mit Kot und warf es so den Knaben hin. Mit Schaudern sahen diese auf den Gottesgabenschänder. Sie hoben das Brot auf und verscharrten es. Die Strafe Gottes aber blieb nicht aus:

der Knabe blieb wie versteinert stehen und versank nach und nach in die Erde. Vergebens versuchten die Knaben ihn herauszuziehen; dann eilten sie nach Hause und riefen die Eltern herbei, aber auch diese konnten nichts ausrichten. Auch der Geistliche kam und sagte verschiedene Gebete her; doch auch das half nichts. Vergebens flehte und jammerte der Knabe und bat Gott öffentlich um Verzeihung. Zuletzt holte man Spaten herbei und versuchte, ihn herauszugraben; aber je mehr man grub, desto schneller versank er, bis zuletzt nichts mehr von ihm zu sehen war.



27. Der Stein bei Wlawie.

In einem Kreuzwege bei Wlawie (Kr. Koston) befindet sich ein großer Stein, von dem die Leute folgendes erzählen: In dem kleinen Dorfe Wlawie lebte vor langen Jahren ein Böttcher, ein gottloser und versoffener Mensch. In seinen Jugendjahren war er viel gewandert, weil er meinte, sein Glück auswärts finden zu können; aber er war auf seinen Wanderungen in die Gesellschaft böser Menschen geraten, und diese hatten ihm den Glauben an Gott geraubt. Als er dann wieder in die Heimat zurückkehrte, wollte er von Gott nichts mehr wissen, und anstatt in die Kirche zu gehen, ging er ins Wirtshaus. An einem Karfreitage, als er wieder betrunken nach Hause zurückkehrte, begegnete er vielen Leuten, die gerade aus der Kirche kamen. Er fing an zu lachen und zu lästern und sagte, sie hätten besser getan, wenn sie in die Schenke gegangen wären. Die Leute gingen schweigend und voll Schmerz über die

Raserei des Gottlosen weiter. Das spielte sich gerade dort ab, wo am Wege ein Kreuz mit dem Bilde des sterbenden Erlösers stand. Als nun der Böttcher sah, daß die Vorübergehenden ehrerbietig vor dem Kreuze die Mützen abnahmen und sich bekreuzten, wandte er sich zu dem Gottesbilde, um Fluchworte gegen den Erlöser auszustoßen. Aber o Wunder! Statt der sündhaften Worte kam nur ein durchdringendes Hundebellen heraus. Erschreckt sahen ihn die Leute an, und als er nun selbst, blaß vor Angst, sie ansprechen wollte, da war wieder nur ein Bellen zu vernehmen. Dann hörte plötzlich sein Herz zu schlagen auf; er sank vor dem Kreuze, das er eben lästern wollte, tot nieder. Sein Leichnam wurde an jenem Wege begraben, und zwar an der Stelle, wo noch heute der große Stein liegt.



28. Der Stein bei Znin.

Vor vielen Jahren lebte in Znin ein gottloser Mensch. Wenn dieser auf dem Felde bei der Stadt die Schafe hütete, so lachte er die Leute, die an den Feiertagen zur Kirche gingen, höhniisch aus. Die Kirchgänger ermahnten den Schäfer oft, er solle das nicht tun, da ihm dafür leicht ein Unglück begegnen könne. Doch er machte sich nichts daraus, sondern spottete weiter. Da geschah es am Nachmittag eines Feiertages, daß ein Priester mit dem heiligen Sakrament zu einem Kranken fuhr und an dem Felde vorbeikam. Der gottlose Mensch kniete nicht nur nicht hin, sondern drohte sogar dem Priester. Wenn nun der Priester mit dem Sakrament zu einem Kranken geht, so darf er auf dem Wege

nicht sprechen, und so sagte auch der Priester nichts; wohl aber dachte er bei sich, daß es für einen solchen Gotteslästerer besser sei, wenn er ein Stein sei. Und so geschah es auch. Als die Leute aus dem Nachmittagsgottesdienste in der Stadt nach Hause zurückkehrten, sahen sie an der Stelle, wo vorher der Hirt gestanden hatte, einen großen Stein. In den nächsten Jahren wuchs der Stein und wurde immer größer; jetzt wird er wieder kleiner, da er immer mehr in die Erde versinkt.



29. Die Mühlen von Frauastadt.

Es wird von alten Leuten erzählt, daß einstmals in der Umgegend von Frauastadt hundert Windmühlen gewesen sind. Eines Tages kam zu einem der Mühlenbesitzer ein armer Bettler und bat ihn um ein Almosen; doch der gab ihm nichts, sondern warf ihn hinaus und ließ ihn sogar mit Hunden hegen. Als der Bettler aus dem Hofe des Mühlenbesitzers hinausgegangen war, traf er eine alte Frau, die hielt er an und klagte ihr sein Leid, indem er hinzufügte, daß von nun an nie mehr hundert Windmühlen in der Umgebung von Frauastadt sein würden. Noch in derselben Nacht brannte eine Windmühle ab. Die alte Frau erzählte nun überall, daß ihr das ein armer Bettler vorausgesagt habe. Am nächsten Tage brannten zwei Mühlen ab. Man faßte nun Verdacht gegen den Bettler, verhaftete ihn und sperrte ihn ein. Trotzdem brannten in den nächsten Tagen noch mehrere Mühlen ab. Die Mühlenbesitzer bauten sich nun neue Mühlen auf. Als sie aber die hundertste zu bauen angefangen hatten, da brannte auch schon wieder eine andre

ab, und so konnte niemals die hundertste Mühle fertig gebaut werden. Endlich sahen die Mühlenbesitzer das als ein Strafgericht Gottes an und sagten, daß Gott sie dafür strafe, daß einer der Ihrigen einem Bettler ein Almosen verweigert habe. Man ließ deshalb von weiterem Bauen ab, und es gibt jetzt nur noch 47 Mühlen um Fraustadt herum.



30. Die undankbaren Kinder.

In einem Dorfe des Kreises Obornik wohnte ein wohlhabender Bauer mit seiner Familie. Als die Leute alt geworden waren, übergaben sie einem ihrer Söhne die Wirtschafft, blieben aber in demselben Hause wohnen und sollten von den Kindern verpflegt werden. Aber wie es so oft auf dem Lande geschieht, so kam es auch hier. Zuerst wurden die beiden alten Leute vernachlässigt und ausgescholten, dann wurden sie mißhandelt. In einem Eimer gab ihnen die Schwiegertochter das Essen hin wie dem Vieh; gewöhnlich waren es rohe Kartoffeln, oft sogar Steine. Bei solcher Behandlung starben die beiden Alten aus Kummer bald dahin, und nun weigerte der Sohn sich sogar, sie zu begraben. Und als sie dann begraben waren, ließ er ihnen auch im Grabe keine Ruhe. Oft, wenn er im betrunkenen Zustande aus der Schenke zurückkehrte und am Kirchhof vorbeikam, begab er sich zu ihren Gräbern, um dort irgendwelche Noheiten zu begehen. Aber regelmäßig, wenn er dies getan hatte, ereignete sich bei ihm zu Hause ein Unglück. Gewöhnlich fiel ein Pferd oder eine Kuh, und die Knechte erzählten dann, daß zwei Gestalten durch den Hof gehuscht

und in dem betreffenden Stalle eingekehrt seien. Der Bauer wollte nicht glauben, daß die beiden Gestalten kämen, um ihn für sein rohes Benehmen gegen die Eltern zu bestrafen, sondern er meinte, daß Hexen all das Unheil anrichteten. Als ihm aber ein Kind geboren und in die Kirche zur Taufe gebracht wurde, da starb es während der Taufe plötzlich. Viele Leute hatten gesehen, daß ein Greis mit schneeweißem Haar sich in der Kirche gezeigt hatte; das Kind hatte dann ein großes Geschrei erhoben und war gestorben. Als einige Zeit darauf der undankbare Sohn in der Nacht wieder an dem Kirchhof vorbeikam und Drohungen und Flüche gegen die Eltern ausstieß, da sank er plötzlich tot nieder. Sein Weib starb eine Woche später ebenso unvermutet.



31. Eltern töten ihren Sohn.

Vor vielen Jahren stand in der Nähe von Samter ein Gasthaus, welches der Gastwirt mit seiner Frau und einem erwachsenen Sohne bewohnte. Eines Tages -- es war Herbst, und ein gewaltiger Regen fiel vom Himmel -- kehrte ein jüdischer Handelsmann dort ein. Er konnte bei dem Unwetter seinen Weg nicht fortsetzen und bat deshalb um ein Nachtquartier und um Abendbrot. Man nahm ihn bereitwillig auf und setzte ihm das Essen, das er bestellt hatte, vor. Der Mann hatte aber eine Summe von fünfhundert Rubeln bei sich, und als er bezahlen wollte, bemerkte der Gastwirt das viele Geld. Da stiegen böse Gedanken in dem Herzen des Wirtes auf, und er beschloß, den Juden zu töten und zu berauben. Als die Zeit zum Schlafen-

gehen herannahte, führte er ihn in die Scheune, wo er ihm ein Nachtlager zurechtgemacht hatte. Dann ging er wieder in das Haus zurück. Kaum hatte der Jude sich auf dem Strohlager ausgestreckt, da kamen ihm allerlei Bedenken und Zweifel an der Ehrlichkeit des Gastwirts in den Kopf, und kurz entschlossen verließ er das Lager und stieg auf einer dort stehenden Leiter hinauf auf den Heuboden. Dort legte er sich in das Heu. Nach einer Weile kam der betrunkene Sohn des Gastwirts in die Scheune und warf sich auf das für den Juden bestimmte Lager. Als er eingeschlafen war, kamen der Gastwirt und seine Frau in die Scheune, und da sie glaubten, daß der Jude auf der Tenne liege, so überfielen und töteten sie den Schlafenden. Darauf wollten sie ihn berauben, und nun erkannten sie mit Schrecken, daß sie ihren eignen Sohn erschlagen hatten. Der Jude entfloh sogleich aus der Scheune und meldete am nächsten Morgen den Mord in der Stadt. Die Mörder wurden zum Tode verurteilt und hingerichtet. Den Geist des Sohnes aber haben die Leute, die später in dem Gasthause wohnten, um Mitternacht vor der Scheune gesehen.



32. Der Stein bei Chorzempowo.

Ein junger Mann aus dem Dorfe Chorzempowo (Kr. Birnbaum), der ein leidenschaftlicher Jäger war, ging einmal bei hellem Mondenschein zum Walde, um zu wildern. Seine Geliebte, die um ihn besorgt war, folgte ihm, ohne daß er es wußte. Plötzlich sprang ein Reh vor dem Jäger auf und lief gerade nach der Richtung hin, wo sich die

Geliebte des Jünglings befand. Der Jäger sah etwas laufen und schoß. Er hatte gut getroffen; denn das Reh stürzte zu Boden. Als er aber hinzukam, um die Beute zu besehen, da sah er zu seinem größten Schrecken, daß er nicht das Reh, sondern seine Braut getötet hatte, die er über alles liebte. Von Schmerz ergriffen, küßte er die Sterbende; dann lud er das Gewehr von neuem und erschoss sich selbst. Seine Leiche war nicht zu erkennen, denn der Schuß hatte ihm das ganze Gesicht zerrissen. In der Stelle, wo die beiden ihr Leben endeten, liegt jetzt ein großer Stein mit zwei Kreuzen. Noch jetzt hört man dort manchmal ein lautes Stöhnen und Klagen, und oft hat man auch einen Rauch aufsteigen sehen, der von Schüssen herzurühren schien; doch gehört hat man nichts.



33. Der Faulkopfberg.

Unweit des Dorfes Jaschunne, jetzt Waldheim, befindet sich ein kegelförmiger Berg, welcher den Namen Faulkopfberg trägt. Dieser soll auf folgende Weise entstanden sein: In dem Dorfe Jaschunne wohnte vorzeiten ein Bauer mit Namen Faulkopf. Der Mann war aber nicht im geringsten faul, sondern arbeitete vom frühen Morgen bis zum späten Abend ununterbrochen fort, und so hatte er es zu einem gewissen Wohlstande gebracht. Doch war dieser fleißige Mann nicht wohlthätig, und niemals hat er einem Armen eine Gabe gereicht. Eines Tages klopfte ein armes altes Mütterchen an die Thür. Draußen regnete und stürmte es, und die Alte bat inständig, der Bauer möge sie doch im Hause oder wenigstens in der Scheune über-

nachten lassen. Der aber stieß sie aus dem Hause hinaus und drohte ihr, wenn sie nicht sofort den Hof verlasse, wolle er sie von seinen Hunden ein Stück des Weges schleifen lassen. Vor Müdigkeit und aus Angst vor dieser Drohung brach die Alte ohnmächtig zusammen. Der jähzornige Bauer glaubte, sie wolle seinem Befehl trotzen, und sogleich mußte ein Knecht die beiden großen Hofhunde von der Kette lösen und ihnen Stricke um den Hals binden. An die Enden dieser Stricke band er das arme Weib und ließ es so einige Zeit auf der durchnäßten Straße entlangschleifen. Als er seine Wut gekühlt hatte, befahl er dem Knechte, die Frau wieder loszubinden und die Hunde an die Kette zu legen. Er selbst beugte sich über die Alte, um zu sehen, ob sie noch lebe. Da vernahm er, wie ihre Lippen leise Flüche und Bervünschungen über ihn aussprachen. Er verstand zwar nicht alles, eins aber vernahm er deutlich: daß sein ältester Sohn, seinem Namen getreu, so faul werden sollte, daß er, wenn seine Mutter sich in Lebensgefahr befinde, sie nicht retten werde. Ein höhnisches Lachen war die Antwort auf ihre Bervünschungen.

Sieben Jahre waren seit diesem Ereignis verflossen. Des Bauern ältester Sohn war, wenn auch nicht gerade fleißig, so doch auch nicht besonders faul. Da nahte der Tag, an welchem vor sieben Jahren der Bauer jene scheußliche That verübt hatte, und nun trat etwas Unerwartetes ein: der junge Mensch rührte sich seit diesem Tage nicht mehr vom Fleck; selbst das Essen mußte man ihm in den Mund stecken, wenn er nicht verhungern sollte. Im Sommer ließ ihn der Bauer an eine kühle Stelle im Walde oder in die Nähe eines kleinen Baches bringen, welcher bei dem

Dorfe vorbeisloß. Hierher brachte ihm seine Mutter öfters das Essen. Eines Tages nun geschah es, daß seine Mutter, die ihm wieder das Mittagbrot brachte, in dem Sumpfe des fast ausgetrockneten Baches stecken blieb und allmählich in dem Morast versank, und der Sohn, der alles sah, war zu faul, der Mutter zu helfen. So war die Verwünschung der alten Frau in Erfüllung gegangen. Und als nun der Bauer gegen Abend seinen Sohn heimholen wollte, da fand er ihn nicht, sondern die Stelle, wo er gefessen hatte, nahm ein mit dürrem Grase bedeckter schädelförmiger Berg ein. Die Leute aber glaubten, daß dieser Berg aus dem Kopfe des faulen Bauernsohnes entstanden sei, und gaben ihm daher den Namen Faulkopfsberg.



34. Die Entstehung des Dorfes Dziadkowo.

Die Bewohner von Dziadkowo bei Rogowo erzählen folgende Geschichte: Einst wohnte in Rogowo ein alter Bettler, der schon viele Abenteuer erlebt hatte. Sein ganzes Leben wurde von den Bewohnern der Umgegend für ein Geheimnis gehalten, denn man kannte ihn nur als Bettler; von seinem früheren Leben wußte man nichts. Dieser Mann kehrte einst in der Nacht durch den nicht weit von Dziadkowo gelegenen Wald, in dem damals sehr viele Wölfe waren, nach Hause zurück. In dem Walde wurde er, der als Waffe nur seinen Handstock hatte, von Wölfen überfallen. In dieser großen Gefahr, meinte er, könne ihm nur Gott helfen. Deshalb warf er sich vor einem Kreuz auf die Knie und begann das polnische Kirchenlied:

„Kto się w opieke“ zu singen. Es war aber zu jener Zeit in der Umgegend die Pest ausgebrochen, und die Leute, die an der Krankheit gestorben waren, wurden in dem Walde begraben, und man hatte ihnen ein einfaches Kreuz aufgestellt. Gott half denn auch dem Bettler; denn er erschien ihm in der Gestalt einer leuchtenden Wolke. Als die Wölfe diese sahen, blieben sie bestimmungslos stehen und liefen dann, als die Wolke verschwunden war, entsetzt von dannen. In derselben Nacht noch verließen sie den Wald, und man sah am andern Tage keinen Wolf mehr. Da sie der Schrecken der ganzen Gegend gewesen waren, so waren die Leute dem alten Bettler sehr dankbar, und zum Dank schenkten sie ihm ein großes Stück Land und erbauten ihm darauf ein Dorf, welches sie ihm zu Ehren Dziadkowo nannten, von poln. dziad, ein alter Bettler. Und auch in der Folgezeit verließ ihn Gott nicht; er lebte glücklich und erreichte ein hohes Alter. Man erzählt auch, daß er in der Kirche nach dem Empfang des heiligen Abendmahls gestorben sei, und deshalb hat man ihn für einen Heiligen gehalten.



35. Die Teufelskirche bei Dembe.

Vor vielen Jahren lebte im Walde bei Dembe in der Nähe von Czarnikau ein Einsiedler, der mit dem Teufel im Bunde stand und ihm auch seine Seele verkauft hatte. Als er merkte, daß er bald sterben müsse, und da er sich doch vor der Hölle fürchtete, ließ er den Teufel zu sich kommen und sagte ihm, daß er nur dann seine Seele haben solle, wenn er ihm einige Wünsche erfülle. Der Teufel ging darauf

ein, und nun wünschte der Einsiedler, daß der Teufel den Eichenwald fälle und aus dem Holz eine Kirche und einen Sarg für ihn baue; doch müsse er das alles während der Geisterstunde vollbringen; er dürfe sich auch zwei Genossen zu der Arbeit mitbringen, aber nicht mehr. Der Teufel ging darauf ein und machte sich an die Arbeit. Er wurde aber in der festgesetzten Zeit nicht fertig; denn als er gerade anfing, den Turm zu bauen, schlug die Uhr die zwölfte Stunde, und er mußte fort. Der Einsiedler verfiel infolge der ausgestandenen Angst in eine Krankheit, genas aber wieder und besserte sich. In der nächsten Woche ging er zu dem Pfarrer und erzählte ihm seine Geschichte. Der Pfarrer wollte zuerst die von dem Teufel erbaute Kirche niederreißen lassen; dann aber beschloß er doch, sie zu Ende zu bauen. Die Kirche wurde nun von den Leuten die Teufelskirche genannt; aber sie stand nicht lange, denn noch in demselben Jahr schlug ein Blitz ein, und sie brannte vollständig nieder. An der Stelle, wo sie gestanden, soll man noch jetzt in der Nacht während der Geisterstunde den Teufel hören, wie er vor Wut heult, weil ihm die Seele des Einsiedlers entgangen ist, und niemand wagt es, sich dort niederzulassen, aus Furcht, es möchte ihm ein Unglück zustoßen.



36. Der Schuß nach dem Kruzifix.

Hin und wieder trifft man in Kujawien noch den Glauben, daß man nach einem Kruzifix schießen müsse, um ein rechter Schütze zu werden. Dafür aber übergibt man sich dem Teufel. In Żerniki lebte vor vielen Jahren

ein Schäfer, der als der beste Schütze in der ganzen Umgegend bekannt war; und da es früher den Schäfern erlaubt war, zum Schutz gegen die Wölfe eine Flinte mit sich zu führen, so machte er von seiner Waffe reichlichen Gebrauch.

Am frühen Morgen eines Fronleichnamfestes lag der Bogt aus Zerniki in den Erbsen, um auf Schotendiebe zu fahnden. Er hatte sich versteckt, so daß der Schäfer, der mit seiner Herde auf das Feld trieb, ihn nicht sehen konnte. Am Wege steht ein gemauerter Bildstock mit einem Kreuzifix oben. Vor diesem Bildstock blieb der Schäfer stehen, zielte und schoß nach dem Kreuzifix. Ein Blutstrahl ergoß sich daraus. Hohnlachend ging der Schäfer weiter. Der Bogt aber kam ins Dorf und erzählte, was er gesehen hatte. Als nun der Schäfer vom Felde heimkam, wurde er von der erbitterten Volksmenge gesteinigt und seine Leiche den Vögeln zum Fraße hingeworfen.



37. Der Zauberfuß.

Zu der einstigen Grafschaft Zwno im Kreise Schroda gehörten sehr große Wälder. An diese grenzten wieder Wälder, die einem andern Grafen gehörten. Dieser Graf war von jeher auf den Grafen von Zwno neidisch gewesen. Die Wälder des Zwnoer Grafen waren in mehrere Reviere eingeteilt. Das Revier an der Grenze hatte ein alter, aber noch rüstiger Förster unter sich, den der Graf wegen seiner Tüchtigkeit und guten Führung zum Oberförster ernannt hatte. Das aber erregte den Neid des Nachbarförsters, der unter dem andern Grafen war, und von diesem wurde er noch mehr gegen den Oberförster aufgereizt.

Es war einige Zeit seit der Ernennung des alten Försters zum Oberförster vergangen. Eines Tages nun ging dieser in Begleitung seines treuen Hundes in den Wald zur Jagd. Seine Frau riet ihm zwar von diesem Gange ab, indem sie sagte, daß sie in der Nacht so Schreckliches geträumt habe, und auch dem Förster war nicht wohl zu Mute; doch er faßte sich und sagte: „Ach was! Ein Förster darf vor nichts Angst haben!“ Unwillkürlich hatte er seine besten Kleider angezogen. Nach kurzem Abschiedsgruß entfernte er sich mit seinem Hunde. Nachdenklich und traurig schritt er vorwärts, als ob er etwas Böses ahnte; er achtete nicht auf das Knurren des wachsamem Hundes, der ihn warnen zu wollen schien. Plötzlich wurde ein Haase sichtbar. Schnell legte er an und drückte los. Aber was war das? Er hörte einen zweiten Schuß, und zugleich fiel er besinnungslos zu Boden. Aus der Brust quoll das Blut heraus: er war meuchlings erschossen worden. Seine Leiche wurde von Spürhunden aufgefunden, und der alte Oberförster wurde mit allen Ehren bestattet. Seine Erschießung war nicht besonders auffällig; denn es war schon öfters vorgekommen, daß Förster von Wilddieben erschossen wurden. Aber diesmal war nicht ein Wilddieb der Mörder, sondern jener Nachbarförster. Niemand ahnte es; und um jeden Verdacht von sich abzulenken, war er zur Beerdigung mitgegangen und hatte sogar die arme Witwe getröstet. In seinem Herzen aber hatte er schadenfroh gelacht.

Nachdem die Stelle einige Wochen hindurch leer geblieben war, wurde sie wieder besetzt. Als der neue Förster jedoch den ersten Schuß auf der Jagd abknallte, da wurde auch er totgeschossen. Dasselbe Geschick ereilte auch den dritten

und vierten Jäger. Nun wurde die Sache doch auffallend. Der fünfte Jäger nahm sich, als er zum ersten Male auf die Jagd ging, einen starken Burschen und eine Anzahl kräftiger Hunde mit; als er jedoch seine Büchse zum ersten Male abschöß, da wurde auch er plötzlich erschossen. Das Suchen der Burschen und der Hunde nach dem Schützen war vergebens; der Täter war nirgends zu entdecken.

Jetzt wollte niemand mehr die Försterstelle annehmen, und so blieb sie mehrere Jahre hindurch unbesezt. Dann aber meldete sich bei dem Zwoer Grafen ein mutiger und kräftiger Jüngling für die Stelle. Der Graf wollte es zuerst nicht zulassen; denn er sagte, er wolle keinen sechsten mehr ins Unglück stürzen; doch der Jüngling blieb bei seinem Vorhaben, und sie einigten sich schließlich dahin, daß der junge Förster die Stelle bekam, ohne daß der Graf irgendwelche Verantwortung für seinen Tod übernahm. Als der neue Förster das Zimmer des Grafen verließ, sagte er: „Ich weiß schon, was ich zu tun habe.“ Er bezog das leere Forsthaus und machte sich dann gleich am nächsten Tage zur Jagd in den Wald auf. Ehe er aber ging, machte er sich einen Strohmann und lud dann sein Gewehr mit einer Glaskugel. Nachmittags gegen drei Uhr brach er auf. Als er schon ein gutes Stück in den Wald hineingegangen war, stellte er seinen Strohmann auf und versteckte sich hinter diesem; dann sprach er leise einen Spruch vor sich hin und schoß seine Glaskugel nach dem Walde des Nachbarn zu. Kaum hatte er abgedrückt, so duckte er sich hinter den Strohmann. Seine Glaskugel aber kam auf dieselbe Stelle zurück, von wo sie abgeschossen war, und prallte gegen den Strohmann, der an Stelle des Försters dastand.

Nun nahm der Förster seine Glaskugel wieder, lud sie in sein Gewehr, sprach einen Spruch darüber und schoß ab. Diese traf den Mörder, der ahnungslos am Tische saß und Kaffee trank, und tötete ihn.

Die Sache verhielt sich nun folgendermaßen: Um sich an dem Oberförster und dem Zwnoer Grafen, gegen den er heimlichen Groll hegte, zu rächen, hatte der Nachbarförster den Teufel zu sich eingeladen und ihn gebeten, ihm beizustehen. Und der Teufel bewirkte denn auch, daß jede Kugel, die der Zwnoer Förster als erste abschöß, wieder zurückkam und den Schießenden selbst tötete. Das galt aber nur für den Förster, der gerade jenes Grenzrevier hatte. Und weiter hatte der Teufel dem Förster gesagt: „Wenn die Kugel denjenigen, der sie abgeschossen hat, nicht tödlich trifft, und er schießt dieselbe Kugel zum zweiten Male ab, so wird sie dich töten; denn sie wird dich so lange suchen, bis sie dich gefunden hat.“ So war nun der böse Förster selbst ein Opfer des Teufels geworden. Zugleich aber standen auch die fünf von ihm erschossenen Förster wieder lebend da, und nun erzählte ihnen der Jüngling, wie alles zugegangen war. Darauf verschwand er plötzlich vor ihren Augen. Die fünf Förster aber gingen zu dem Zwnoer Grafen und erzählten ihm die ganze Geschichte.



38. Der Berg der Elentiere bei Rotdorf.

In alten Zeiten hatte ein Gutsbesitzer von Rotdorf (Czerwona wies im Kreise Kosten) einen Jägermeister mit Namen Siamion. Dessen ganze Arbeit bestand darin, im Walde umherzustreifen und Wild für die herrschaftliche Tafel herbeizubringen. Eines Tages kam der Wirtschaftsbeamte zu ihm und trug ihm auf, für den nächsten Sonntag Wild aus dem Walde zu besorgen. Da es schon Mittwoch war, mußte er sogleich sein Gewehr nehmen und in den Wald gehen. Aber zwei Tage hindurch jagte er, ohne etwas zu schießen. Betrübt ging er am zweiten Tage nach Hause; denn er mußte befürchten, seine Stelle zu verlieren, wenn er nichts brachte. In seiner Verzweiflung rief er den Teufel um Hilfe an und versprach ihm, seine Seele zu verschreiben, wenn er Wild bekäme. Da zeigte sich ihm ein schwarzer Hund, welcher sich nicht von der Stelle rührte, obwohl ihn Siamion vertreiben wollte. Nach einer kleinen Weile kam ein Mann, der fragte ihn nach der Ursache seiner Traurigkeit; und als Siamion ihm alles erzählt hatte, sagte der Unbekannte zu ihm: „Morgen ist der 14. September. Gehe in den Wald, und gerade morgen früh wirst du den Berg der Elentiere betreten. Dort sollst du dann ein weißes Tuch nehmen und vor dem Könige der Elentiere niederknien. Dieser wird dir eine Krone auf das Tuch werfen, und solange du die Krone hast, wird dieser Hund im Walde zu dir kommen, und du wirst so viel Wild schießen, wie du nur Lust hast.“ Darauf verschwand der Mann. Siamion ging hin und bestieg gerade bei Sonnenaufgang den Berg. Als er oben war, öffnete sich unter ihm die

Erde; er fiel in die Spalte hinein und befand sich nun in dem Berg der Gientiere. Es waren aber dort lauter Schlangen. Der Jägermeister erkannte sofort den König der Schlangen, trat zu ihm, fiel vor ihm nieder und legte ihm das weiße Tuch vor die Füße. Der Schlangenkönig warf ihm eine Krone auf das weiße Tuch. Da ging Siamion wieder nach Hause. Seit dieser Zeit konnte er Wild schießen, soviel er nur wollte. Eines Tages aber hatte er im Walde eine Schlange getötet, und seit der Zeit konnte er nicht mehr so viel schießen. Bald darauf starb er. Die Leute erzählen, daß er von einer Schlange gebissen und von dieser auf den Berg der Gientiere getragen worden sei. Am 14. September in der Nacht soll er noch immer im Walde sein und alles Wild wegschießen, so daß dann im September nichts mehr zu finden ist. Der Berg der Gientiere ist noch heute vorhanden; kein Mensch aber wagt es, ihn in der Nacht zu besteigen, besonders nicht am 14. September. Einmal haben es fünf Männer versucht, zu der Zeit auf den Berg zu gehen; sie sind aber nicht mehr zurückgekehrt. Seit diesem Ereignis zeigen sich immer fünf Schlangen in Rothdorf, und die Leute glauben, es sind die fünf Männer, welche damals verschwunden sind.



39. Die Fee im Kreuzberg bei Czarnikau.

Neben der Stadt Czarnikau liegt der Kreuzberg, der so genannt ist, weil seit alter Zeit auf ihm ein großes Kreuz steht. Vor Jahrhunderten soll der Berg ein Kirchhof gewesen sein. Er ist jetzt mit Niesern bestanden und an den Abhängen mit Gras bewachsen. Vor langen Zeiten wohnte in ihm eine schöne Fee, die unermessliche Schätze besaß. Eines Tages weidete ein armer Hirt dort am Berge seine Herde Rüh. Da bemerkte er mit einem Male, daß ihm ein weißes Kälbchen weggelaufen war, und in der Meinung, daß es in den Wald gelaufen sei, machte er sich auf, um es zu suchen. Er fand es aber nirgends. Traurig ging er wieder zurück. Plötzlich sah er eine Höhle, die er niemals vorher gesehen hatte. Das Gras davor schien zertreten zu sein, und in der Hoffnung, das verlorene Tier dort zu finden, ging er hinein. Es war finster und feucht in der Höhle; doch von fern sah er etwas Helles schimmern. Freudig lief er darauf zu, weil er glaubte, es sei das weiße Kalb; als er aber näher kam, merkte er, daß der helle Schein nicht von dem weißen Kalbe herrührte, sondern von einem Edelstein, der auf dem Boden lag und wie ein Diamant ausah. Er hob ihn auf, und weil der Stein ein helles Licht verbreitete, so ging er weiter hinein in die Höhle, um dort vielleicht noch mehr zu finden. Noch war er nicht weit gegangen, da hörte er jemand singen, und plötzlich öffnete sich eine Thür, und der Hirt stand in einem weißen Saale, der aus lauter Eis bestand. Das Sonderbare aber dabei war, daß aus dem Eise lauter Blumen, Edelweiß, Genzianen und Bergrosen hervorblühten. In der Mitte des Saales saß

auf einem Thron von leuchtenden Eiskristallen eine wunderschöne Frau, welche ein Lied sang. Als sie den Hirten, der den Edelstein in der Hand trug, erblickte, sprang sie auf, lief auf ihn zu und rief: „Mein Edelstein!“ Der Hirt gab ihr den Stein. Sie nahm ihn sofort an sich, indem sie sagte: „Ach, wie bin ich froh, daß ich meinen Edelstein wieder habe! Du hast mir meine Macht gerettet; denn ohne diesen Stein habe ich keine Macht. Ich sah mir gestern wieder einmal die Erde an, und dabei habe ich ihn wohl verloren.“ Dann faßte sie den Hirten bei der Hand und führte ihn an den Wänden des Saales umher; sie sagte ihm, daß all die Blumen Wunderblumen seien, und wenn er sich davon einen Strauß pflücken wolle, so werde er der glücklichste aller Sterblichen sein. Das Edelweiß bringe Gesundheit, die Rosen Liebesglück, die Genzianen Reichtum. Der Hirt pflückte sich einen Strauß und dankte der schönen Fee. Diese begann jetzt wieder zu singen, und nun strömten aus allen Türen schöne Mädchen heraus. Sie begannen einen lieblichen Tanz, so daß der Hirt ganz davon bezaubert war. Nun forderte ihn die erste Frau auf, mit ihr zu tanzen. Er konnte nicht tanzen; aber doch tanzte er mit drei Mädchen, und als er damit fertig war, schenkte ihm jede etwas. Die erste schenkte ihm Schönheit, und sofort war der Hirt um einen Kopf größer, breit und stark, und sein Antlitz strahlte in edlem Glanze; die zweite schenkte ihm Klugheit und die dritte ein gutes Herz. Endlich winkte ihm die erste Fee und führte ihn selbst zur Höhle hinaus. Am Eingang stand auch schon das Kälbchen. Der Hirt trieb es zur Herde zurück und wollte dann in seine Hütte gehen. Aber statt dieser stand ein herrliches Schloß da, und eine

große Dienerschaft erwartete ihn an der Treppe. Der Strauß brachte dem Hirten viel Glück. Er wurde hundert Jahre alt, sah aber noch im höchsten Alter wie ein Jüngling aus und lebte in Glück und Zufriedenheit. Heute führt dort, wo der Eingang zur Höhle gewesen sein soll, der Weg den Berg hinan.



40. Die Zwerge bei Romanshof.

In einer Nacht ging ein Mann von Czarnikau nach dem nahen Dorfe Romanshof. Auf seinem Wege mußte er durch den Wald. Da er sich in angetrunkenem Zustand befand, geriet er vom rechten Wege ab und konnte nicht nach Hause gelangen. Im Walde legte er sich nieder und schlief ein. Kaum aber hatte er eine kleine Weile geschlafen, da wurde er von einem kleinen Männchen geweckt, das auf seiner Brust herumtanzte. Das Männchen fragte ihn, wer er sei, und was er hier wolle; er sei in das Revier der Zwerge geraten und müsse mitkommen. Sogleich gab es einen schrillen Pfiff, und es kamen zwölf andre Zwerge herbei, die jedoch nicht so schön geschmückt waren wie der erste. Sie verbeugten sich ehrerbietig vor diesem, und auf seinen Befehl hoben sie den Mann auf ihre Schultern und trugen ihn fort, während der erste voranging. Als sie einige Schritte gegangen waren, hielten sie am Fuße eines Berges an. Der erste Zwerg sprach einen Spruch, und eine verborgene Thür öffnete sich, durch die traten sie in einen herrlichen Saal. In seiner Mitte stand ein Thron; auf den setzte sich der Zwerg, der zuerst mit dem Manne

gesprochen hatte. Dieser Zwerg schien der König aller andern zu sein. Er ließ nun einen lauten Pfiff erschallen, und aus allen Türen strömten Zwerge heraus, bis der Saal ganz voll war. Der König hielt eine Ansprache an die Seinigen, aber in einer Sprache, die der Mann nicht verstand; darauf wandte er sich an den Mann selbst und sagte ihm, daß er zwar Mitleid mit ihm habe, aber da er ihm nun einmal begegnet sei, so müsse er ihn bestrafen. Drei Jahre müsse er hier bleiben und schwer arbeiten; dann werde er entlassen werden und bekomme als Lohn viele Edelsteine. Versuche er jedoch zu enttrinnen, so werde er hingerichtet werden. Es seien hier zwölf Zimmer; in elf dürfe er gehen, das zwölfte aber dürfe er nicht betreten. Dies war nämlich das Zimmer, in dem die Hinrichtungen stattfanden.

Der Mann wurde nun in den äußersten Winkel geschickt, und hier mußte er Gold schmieden lernen. Es gefiel ihm sehr gut. Aber die Zeit verging ihm zu langsam, und dazu bekam er noch Heimweh. Einmal, als er schon ein Jahr bei den Zwergen gewesen zu sein glaubte, fragte er seinen Meister, wie lange er schon hier sei. Dieser erwiderte ihm, es seien kaum zwei Tage vergangen. Darüber wurde der Mann traurig, und er versuchte, ob er nicht entfliehen könne; aber es ging nicht, denn die Thür war immer verschlossen. Eines Abends jedoch sah er, wie der König einen Spruch hersagte und, als sich die Thür von selbst geöffnet hatte, hinausging. Er eilte nun zu dem Throne, nahm das Buch, aus dem der König den Spruch hergesagt hatte und das auf dem Throne liegen geblieben war, und suchte darin. Er fand den Spruch und lernte ihn auswendig. Dann ging er in der Nacht zu der Stelle, wo der

Zwerg hinausgegangen war, und sagte den Spruch her. Die Thür öffnete sich, er ging hinaus und war wieder auf der Welt.

Nach einem Jahre mußte der Mann zur Stadt, und wieder kam er spät nach Hause. Auf dem Wege wurde er wieder von den Zwergen gefaßt und in die Höhle geschleppt. Aber diesmal hatte der König kein Mitleid mit ihm, sondern ließ ihn hinrichten. Seitdem trifft man dort in der Johannisnacht immer eine Gestalt, die zu dem Berge hin- geht, unverständliche Worte murmelt und dann verschwindet.



41. Der Zauberwald.

In einem Dorfe des Kreises Samter — genannt wird Duschnik — lebte vor vielen Jahren ein armer Landwirt, der besaß nur sechs Morgen Land und dazu ein Pferd und eine Kuh. Er hatte nicht viel Arbeit, und so ging er eines Tages ganz früh in den Wald, um Pilze zu sammeln. Als die Sonne aufging, befand er sich schon tief im Walde, und so eifrig war er mit dem Sammeln der Pilze beschäftigt, daß er gar nicht merkte, wie er sich immer weiter in den Wald hinein verirrte. Plötzlich hört er ein eigentümliches Geräusch. Er hält inne, und was schaut er? Das Laub der Bäume ist ganz dunkelgrün gefärbt und so dicht, daß die Strahlen der Sonne nicht durchdringen können. Tiefe Stille herrscht überall, nur wunderschöne Vögel, wie er sie nie gesehen hat, hüpfen munter von Ast zu Ast. Die Stämme der Bäume sind mindestens drei Meter dick, und die Äste sind weit

ausgebreitet wie bei den Buchen; aber es sind keine Buchen. Sie tragen zahlreiche goldne Früchte, an Gestalt den Äpfeln, Birnen und Pflaumen ähnlich, und dort an einem Zweige hängen sogar mehrere Arten dieser Früchte; hier und da sieht er ganz kleine Kugeln, deren Glanz den der Diamanten überstrahlt. Die Stämme der Bäume sind von lauterem Golde, die Äste von Silber. Weit und breit ist kein Mensch zu sehen. Als der Mann das alles eine Weile voll Staunen betrachtet hatte, sagte er zu sich: „Wenn ich nur eine einzige von den goldnen Früchten hätte, so wäre ich sehr reich.“ Kaum hatte er das gesagt, da beugte sich auch schon ein Ast ganz tief zu ihm herab, so daß er nur zuzugreifen brauchte. Begierig streckte er die Hand nach einer Frucht aus, und schon glaubte er das Gold festzuhalten, da entglitt der Ast langsam seinen Händen. Das geschah mehrmals: immer wieder, wenn er die Frucht schon zu haben glaubte, zog sich der Ast zurück, als ob er den Mann bloß habe necken wollen. So konnte er von all dem Reichtum nicht das mindeste für sich erlangen. Das brachte ihn in Verzweiflung. Dazu kam nach und nach noch ein quälender Hunger; denn das mitgebrachte Frühstück hatte er längst aufgezehrt, und Wasser, mit dem er seinen brennenden Durst hätte stillen können, war auch nicht in der Nähe. Da macht er noch einen letzten Versuch. Mit Aufbietung aller Kräfte und nach langer Mühe gelingt es ihm endlich, mit seinem Messer ein Stück Rinde von dem goldenen Stamm eines Baumes zu lösen; aber kaum hat er das Gold in seinen Händen, da entschwindet es ihm auch schon wieder, obwohl er es mit der Verzweiflung eines Sterbenden festzuhalten sucht. Ohnmächtig sinkt er am Stamme des Baumes nieder.

Ein stärkender Schlaf ließ ihn für einige Zeit Hunger und Durst vergessen. Er träumte, er sei bei den Zwergen tief unter der Erde und habe dort unermessliche Schätze gesehen. Wie groß war sein Erstaunen, als er durch ein lautes Rufen geweckt wurde und nun wirklich Zwerge vor sich sah! Er hatte, ohne es zu wissen, mehrere Tage in dem Walde zugebracht; denn hier in diesem Reich ging die Sonne nie auf, ging sie nie unter; ewiger Tag herrschte hier. Die Zwerge erzählten nun dem Manne, daß er mehrere Tage mit dem Tode gerungen habe, und nur ihrer geheimen Kunst habe er sein Leben zu verdanken. Sein erstes Wort war eine Bitte um Brot und Wasser. Sogleich reichten ihm die Zwerge Brot und ein Getränk, das ihn erfrischte. Dann dankte er ihnen für ihre Hilfe und bat sie, ihm den Heimweg zu zeigen. Da sprach der Älteste, dessen kostbare Kleidung und langer silberner Bart ihn als den Herrn der Zwerge erkennen ließ: „Ich weiß, daß du ein guter Mensch bist; ich weiß auch, daß du arm bist. Diene uns drei Jahre, und du wirst, reich mit Geschenken beladen, in deine Heimat zurückkehren.“ Der arme Mann ging mit Freuden auf diesen Vorschlag ein.

Die Zwerge führten ihn nun an einen ungewöhnlich breiten Baum. Auf den Befehl des Ältesten öffnete sich eine Thür, die vorher nicht zu sehen gewesen war. Sie traten dann in einen schräg in die Erde führenden Gang ein. Zuerst war es ganz dunkel, dann aber wurde es immer heller. Zahlreiche Edelsteine gaben das Licht. Als sie so eine Strecke gegangen waren, öffnete sich auf Befehl des Zwerges wieder eine Thür. Sie traten in ein großes,

geräumiges Zimmer ein, und zu seinem Erstaunen sah der Landwirt die ihm bekannten goldnen Früchte in Massen auf dem Boden ausgebreitet liegen. So durchwanderten sie wohl zwanzig Zimmer, die alle in einer Reihe lagen, und in jedem lagen goldne Früchte in Menge aufgehäuft. Endlich gelangten sie in das Wohnzimmer der Zwerge, ein mit zahlreichen Edelsteinen und allen möglichen kostbaren Gegenständen ausgestattetes weites Gemach. Da fragte denn der Mann die Zwerge, wozu sie eigentlich all die Früchte hier aufgehäuft und wie sie sie abgepflückt hätten. Die Zwerge lachten; der Älteste aber sagte zu dem Manne: „Da du drei Jahre hier mit uns zusammen leben wirst, so will ich dir etwas von den goldenen Früchten erzählen. Wärest du nicht so begierig nach dem Golde gewesen, sondern hättest die goldenen Früchte so abgepflückt wie jede andre Frucht, so hättest du dir ganze Körbe voll davon pflücken können. Aber ihr Menschen seid nun einmal so geldgierig. Wäret ihr es nicht, so könntet ihr es in Menge haben. Diese Früchte, die du gesehen hast, sind noch nicht reif und so leicht, daß sie von dem leisesten Windhauch fortgetrieben werden können. Und doch wird aus diesen so leichten Früchten das schwere Gold gewonnen. Diese zwanzig Zimmer voll goldner Früchte und der ganze Wald voll Gold geben noch nicht so sehr viel Geld. Jahrtausende müssen sie unter der Last der halben Erde liegen, um zusammengedrückt zu festem Golde zu werden. Nachdem wir Zwerge uns nun Hunderte von Jahren angestrengt und abgemüht haben, um es zusammenzubringen, da kommen die Menschen und rauben uns das mit Mühe Erworbene. Aber wehe ihnen! Das Gold wird sie zu Grunde richten;

Fluch und Verderben wird es den Goldgierigen bringen, und ewig werden sie es verfluchen!“

Drei Jahre diente der Landwirt den Zwergen in aller Treue. Und was war sein Lohn? Es war das reinste Gold — die Segnungen der Zwerge: zufrieden und glücklich lebte er bis zu seinem Tode.



42. Das Wunderbrunnlein.

In einem Orte bei Czarnikau lebte ein frommes Ehepaar, welches nur einen Sohn hatte. Die Eltern starben, als das Kind noch in der Wiege lag, und dieses wurde nun von einem Verwandten erzogen und später zu einem Schmied in die Lehre gegeben. Aber hier hatte der Knabe es nicht gut; denn von den rauhen Gesellen lernte er nur das Fluchen und Schimpfen. Als er nun selbst Geselle war, da schimpfte er noch mehr als alle andern; denn er glaubte, dadurch zeige er, was er sei. Bald schnürte er sein Bündel und wanderte in die weite Welt. Überall, wo er in Arbeit stand, war man mit dem zufrieden, was seine Hand schuf, aber nicht mit dem, was aus seinem Munde kam; denn bei der geringsten Gelegenheit schimpfte er immer ganz greulich, und das war denn auch immer die Veranlassung, daß er seine Arbeitsstelle aufgeben und weiterwandern mußte. Auf solche Weise hatte der junge Mann schon viele Stellen gehabt, aber nur dort war er längere Zeit geblieben, wo das Laster des Fluchens zu Hause war, wo die Meister selbst fluchten und schimpften.

Einstmals kam der Geselle in eine große Werkstatt, deren Meister durch seine Degen- und Messerflingen weit und breit bekannt war, weil er das Geheimniß besaß, aus gewöhnlichem Eisen den feinsten Stahl zu bereiten, und wer da aushielt, konnte manches Tüchtige zulernen. Daher war es jedem Gesellen eine Ehre, hier längere Zeit gearbeitet zu haben. Der junge Mann erkannte den Vorteil; er nahm sich sehr zusammen und hielt die Lippen fest aufeinander. Der Meister lobte ihn wegen seiner guten und fleißigen Arbeit und stellte ihn den andern Gesellen als Muster hin. Aber eines Tages suchte der junge Mann etwas, und da er es nicht sogleich fand, fing er so fürchterlich zu fluchen an, daß die andern Gesellen zu arbeiten aufhörten und starr vor Erstaunen horchten. Nachdem jener gefunden, was er suchte, war er wieder still und arbeitete emsig weiter. Am Mittagstische, wo die Lehrlinge und Gesellen mit dem Meister, seiner Frau, seinem schönen Töchterlein und der Großmutter gemeinschaftlich speisten, war es heute so still wie noch nie, und aller Augen sahen zu dem jungen Manne hinüber. Als die andern Gesellen aufgestanden waren, trat die Magd auf den Jüngling zu und flüsterte ihm ins Ohr, daß er zu der Großmutter auf ihr Stübchen kommen solle. Als er eintrat, saß die Großmutter in einem Lehnstuhl und winkte ihm zu, daß er sich auf dem nächsten Sessel niederlassen solle. Dann hielt sie ihm mit freundlichen Worten das Sündhafte vor, dessen er sich an dem Tage schon schuldig gemacht hatte. Eine Zeitlang schwieg der junge Geselle, dann aber sagte er: „So hat noch niemand mit mir geredet, und ich danke Euch für die Zurechtweisung. Ich bin als armer Waisenknabe

aufgewachsen und habe als Lehrling von den Gesellen Gutes weder gesehen noch gehört. Wenn mir nun etwas mißlingt oder ich etwas nicht finden kann, so werde ich gleich zornig, und dann weiß ich selbst nicht, was mir aus dem Munde kommt.“ Die Großmutter erwiderte darauf: „Ihr habt ein gutes Herz, und die Gutmütigkeit leuchtet Euch aus den Augen, und ich glaube auch, daß Euch das Schimpfen gar nicht von Herzen geht, sondern es ist nur eine üble Gewohnheit, die Ihr Euch wieder abgewöhnen müßt. Ihr müßt wissen, daß der Teufel unsichtbar dem Menschen Fallen stellt und ihn oft an etwas hindert. Wenn der Mensch etwas nicht findet, so hält gewiß der Teufel seine Hand darauf oder sitzt auch wohl darauf, und wenn man dann etwas ungeschickt macht und sich selbst beschädigt, so freut er sich darüber. Dann habe ich Euch noch etwas andres zu berichten. Drei Stunden von uns zwischen den Bergen hauste vor vielen Jahren ein frommer Einsiedler, der von vielen Leuten für heilig gehalten wurde. Neben seiner Hütte kam aus der Felswand ein dünner Wasserstrahl. Das Wasser sammelte sich bald zu einem kleinen See. In diesem See badete sich mancher franke Mensch, und er wurde davon fröhlich und gesund. Die Hütte ist längst verfallen, der See aber hat noch eine gewisse Wunderkraft. Dahin geht und benezt Euch die Augen mit dem Wasser, und wenn Ihr fortgeht, so trinkt noch davon.“ Der junge Geselle beteuerte darauf, daß er sich bessern werde, und ging an seine Arbeit.

Am nächsten Sonntag machte er sich schon früh auf den Weg nach dem Wunderbrünnlein. Er wusch sich die Augen und trank von dem Wasser. Und richtig, das Wasser

hatte Wunderkraft. Der Geselle sah, wie der Teufel die übrigen Gesellen belästigte, wie er auf einen Gegenstand die Hand hielt oder sich darauf setzte. Alles erzählte er der Großmutter und dankte ihr nochmals. Von dieser Zeit an wurde er ein guter, fleißiger Geselle und der Liebling des Meisters, der ihm nachher auch seine Tochter zur Frau gab und dann das Geschäft überließ. Die jungen Eheleute lebten lange glücklich miteinander, und kein Fluchwort kam mehr über die Lippen des jungen Mannes.



43. Der Schmied und der Schneider.

Zwei junge Handwerker, ein Schmied und ein Schneider, gingen zusammen auf die Wanderschaft. Als sie eine Zeitlang gewandert waren, ging dem Schneider das Geld aus, während der Schmied noch genug hatte, so daß beide bis zum Schluß ihrer Wanderschaft gut hätten davon leben können. Aber der Schmied war geizig, und da er die Absicht hatte, wenn er in seine Heimat zurückgekehrt wäre, ein Mädchen zu heiraten, so ersann er ein Mittel, sich seines Gefährten zu entledigen, um so mehr, als auch dieser jenes Mädchen heiraten wollte. In der ersten Zeit kaufte er noch, wenn sie in eine Stadt kamen, ein Brot und teilte es mit dem Schneider; aber nach und nach gab er ihm immer weniger, so daß der Schneider ganz mager wurde und vor Schwäche fast nicht mehr weitergehen konnte. Als er eines Tages den Schmied wieder um Brot bat, da sagte dieser zu ihm, er wolle ihm welches geben, wenn er ihm dafür einen von seinen Augäpfeln gebe, und er wolle ihn dann auch

weiter mit Brot versorgen, bis sie in die Heimat kämen. Dem Schneider, der sonst vor Hunger gestorben wäre, blieb weiter nichts übrig als einzuwilligen. Er bekam das Brot, und der Schmied schnitt ihm dafür mit einem Messer einen Augapfel aus. Aber nach einiger Zeit sagte der Schmied: „Mein Geld geht auf die Neige, so daß es nicht mehr für uns beide ausreicht; aber wenn du mir auch den andern Augapfel gibst, so will ich dir Brot geben, wenn ich mich auch selbst nicht satt essen sollte.“ Der Schneider bat ihn, er solle ihn doch nicht ganz des Augenlichtes berauben, aber der Schmied gab nicht nach. Als nun der Schneider vollständig blind war, ließ er ihn am Wege sitzen und ging allein weiter.

Die Nacht brach herein. Als nun der Schneider völlig erblindet am Wege lag, hörte er Schritte. Ein Bär, ein Wolf und ein Fuchs kamen des Weges daher und tauschten ihre Erlebnisse und Geheimnisse aus. Zuerst sprach der Bär: „In dieser Nacht fällt ein wunderbarer Tau. Wenn ein Blinder sich damit die Augen einreibt, so wird er sehend. So könnte auch dieser Arme, der dort liegt — er meinte, der Schneider schlafe —, das Augenlicht wiedererlangen.“ Darauf sprach der Wolf: „Auch ich weiß ein Geheimnis. In der Stadt, in der wir eben waren, ist eine große Wasser- not, aber ich weiß ein Mittel, dieser abzuhelpfen. Auf dem Markte liegt ein Stein. Wenn den jemand hochhebt, so wird ein Springbrunnen in die Höhe steigen.“ Zuletzt sagte der Fuchs: „Des Königs Tochter, die in der Stadt wohnt, kann von ihrer Krankheit geheilt werden, obgleich die Ärzte sie bereits als unheilbar bezeichnet haben. Es liegt unter dem Plaze, den die Königstochter in der Kirche

hat, in einem Spalte ein Geldstück, welches vorbeifiel, als sie es in den Klingenbeutel stecken wollte. Wenn sie nun dieses Geldstück aufhebt und in den Beutel wirft, wird sie gesund. Hütet euch aber, das irgendeinem Menschen zu erzählen; denn der König hat demjenigen, der seine Tochter von ihrem Leiden heilt, die Hälfte seines Reiches zu geben versprochen.“ Nachdem dann noch der Bär hinzugefügt hatte, daß er denjenigen zerreißen werde, der eins von diesen Geheimnissen verrate, gingen die Tiere weiter.

Der Schneider hatte alles angehört. Er wartete nun, bis der Tau fiel, und rieb sich dann damit die Augen ein. Kaum hatte er den Tau an die Augen gebracht, da konnte er wieder sehen wie früher. Als die Sonne aufgegangen war, machte er sich nach der von dem Wolfe bezeichneten Stadt auf. Er ging in ein Wirtshaus und bat die Wirtin um ein Glas Wasser. Diese sah ihn verwundert an und fragte ihn, ob er denn nichts von der großen Wassernot wisse, die in der Stadt herrsche. Der Schneider tat, als wisse er nichts davon, sagte aber der Wirtin, er wisse ein Mittel, durch welches die Stadt davon befreit werden könne. Er ließ sich das Schloß des Königs zeigen und ging hin. Darauf sagte er dem Könige, daß er die Stadt von der Wassernot befreien wolle, wenn er ihm eine Summe Geldes dafür zahle. Der König war mit Freuden dazu bereit. Der Schneider ging nun mit dem König und seinem ganzen Gefolge auf den Marktplatz und hob den Stein auf, und sogleich sprudelte ein klarer Springbrunnen hervor. Der König zahlte dem Schneider die geforderte Summe und behielt ihn an seinem Hofe. Einige Zeit später klagte er ihm, daß seine Tochter an einer schweren Krankheit leide,

und daß es bisher noch keinem Arzte gelungen sei, sie zu heilen, obwohl er schon die Hälfte seines Königreichs als Belohnung ausgesetzt habe. Auf des Schneiders Verlangen beschrieb ihm der König die Krankheit seiner Tochter, und er war nicht wenig erstaunt, als ihm der Schneider sagte, es sei für ihn eine Kleinigkeit, die Krankheit zu heilen; er solle ihm nur seine Tochter in Behandlung geben. Der König hatte schon zu dem Manne Vertrauen gefaßt, und so ging er gern darauf ein. Der Schneider wandte eine Menge von Arzneien an und ließ sich die Prinzessin viel im Freien bewegen. An einem Sonntag führte er sie in die Kirche, nahm das Geldstück aus dem Spalt und hieß es die Königstochter in den Klingelbeutel werfen. Von dieser Zeit an wurde es besser mit ihr, und nach wenigen Tagen war sie ganz gesund. Der König gab nun dem Schneider seine Tochter zur Frau und das halbe Königreich noch dazu, und er versprach ihm, daß er nach seinem Tode auch die andre Hälfte bekommen solle.

Der Schmied war inzwischen weitergereist. Als er auf dem Heimwege wieder an die Stelle kam, wo er dem Schneider den zweiten Augapfel genommen hatte, setzte er sich unter einem Baume nieder, um dort, weil es schon dunkel wurde, die Nacht zuzubringen. Es war gerade ein Jahr seit jerm Tage vergangen, und die drei Tiere hatten sich versprochen, sich nach Jahresfrist dort wieder zu treffen. Als sie sich nun begegneten, da warfen sie sich gegenseitig vor, die Geheimnisse verraten zu haben. Da Wolf und Bär aber stets zusammengewesen waren, konnte es von ihnen keiner getan haben; es mußte also der Fuchs der Verräter gewesen sein, und Wolf und Bär beschloßen nun, den Fuchs

an dem Baume aufzuhängen. Als sie ihren Plan aber ausführen wollten, da bemerkten sie den Schmied, der unter dem Baume lag, und weil zu der Zeit, wo sie sich die Geheimnisse erzählt hatten, auch ein Mensch an der Stelle gelegen hatte, so dachten sie, es sei derselbe. Sie packten daher den Schmied und hängten ihn an dem Baume auf.



44. Der Kristallsucher.

Auf einem Berge lebte in einem ärmlichen Häuschen ein Mann mit seinem Weibe und einer ziemlichen Anzahl von Kindern. Der Mann war groß und stark und hatte einen langen Bart. Sein Hut war mit einer Feder geschmückt, und um seine Schultern hing ein Gemsenfell. An der Seite trug er eine braune Ledertasche und einen gewaltigen Hammer. So wanderte er immer auf dem waldigen Berge umher; denn er war ein Kristallsucher. Wenn er am Abend heimkam, war die Tasche oft mit funkelnden Steinen gefüllt, die sein Weib in der Stadt verkaufte. Von dem Erlöse lebte die zahlreiche Familie recht kümmerlich.

Eines Tages, als der Mann lange vergeblich nach dem edlen Kristall gesucht hatte, bemerkte er in einer Kluft ein Licht, und ein Bergmännlein trat ihm entgegen. In einem Täschlein trug es eine Menge prächtig blitzender Steine. Der erstaunte Kristallsucher fragte das Männlein, wo es diese Steine gefunden habe, und das Männlein führte ihn in eine entlegene Höhle, wo es von den schönsten Steinen funkelte und blitzte. Aber nur einen einzigen erlaubte ihm

der Zwerg zu nehmen, doch sagte er ihm, wenn er ihm sein jüngstes Töchterlein zur Frau geben wolle, so solle er solche schönen Steine in Hülle und Fülle haben. „Nimmermehr!“ sagte der Kristallsucher, der seine Kinder herzlich liebte. „Du wirst dich schon noch eines besseren besinnen,“ erwiderte das Männlein und gab ihm eine goldene Kette für das Kind. Damit war es verschwunden, und der Mann ging nach Hause. Aber er hatte daheim keine Ruhe. Am nächsten Tage suchte er vergebens nach der Höhle.

Bald war das Brot wieder einmal zu Ende, und einige Tage darauf wanderte die Frau in die Stadt, um den kostbaren Stein, den der Zwerg ihrem Manne gegeben hatte, zu verkaufen. Da stand auch der Mann auf und legte seinem Töchterlein die goldne Kette des Bergmännchens um den Hals. Aber das Kind bekam plötzlich ganz fremdartige Züge und wurde sehr unruhig. In seiner Angst wickelte der Mann das Mädchen in sein Gemisell, um es dem Zwerge zu bringen; denn es tat ihm jetzt leid, daß er es ihm nicht gleich versprochen hatte.

Plötzlich konnte er in einer Eiszchlucht nicht weiter. Große Reue faßte ihn, und er betete zu Gott um Erbarmen. Da tat sich der Weg vor ihm weit auf, und er kam aus der Schlucht hinaus. Als er den Ausgang wieder hatte, besah er sich das Kind noch einmal, und wie war er froh, als er das frühere Gesicht wieder sah!

Zubehnd ging er mit dem Kinde nach Hause. Am Abend kam die Mutter ohne Geld und Brot heim und erzählte, daß der Edelstein beim Verkaufen in lauter wertlose Stücke zerprungen sei. Der Vater jedoch war frohen Mutes, und als er bei seinem nächsten Gang

ins Gebirge mit seinem Lichte in eine Felspalte leuchtete, da blickten ihm die schönsten Kristalle entgegen. Er füllte sich die Taschen und eilte froh heimwärts zu Weib und Kindern. Nun war alle Not vorbei, und reines Glück zog in die kleine Hütte ein.



45. Der Köhler und das Waldmännchen.

In einem Walde lebte vor vielen Jahren ein Köhler, dem ging es recht schlecht. Nun war er früher einmal einem Waldmännchen begegnet und hatte dieses aus einer großen Gefahr gerettet, und zum Dank dafür hatte ihm das Waldmännchen gestattet, wenn er in Not sei, drei Wünsche zu tun, die in Erfüllung gehen sollten. Damals hatte er die Wünsche nicht getan, nun aber erinnerte er sich wieder an das Versprechen des Waldmännchens, und eines Tages ging er hinaus in den Wald und rief: „Waldmännchen, Waldmännchen, erscheine!“ Sofort war das Waldmännchen zur Stelle und versprach, dem Köhler drei Bitten zu erfüllen. Da sagte der Köhler: „So mache mich zum reichsten Menschen auf der Welt, und meine alte Hütte verwandle in das schönste Haus!“ „Du hast zwei Bitten getan,“ erwiderte das Waldmännchen, „und ich will sie dir erfüllen. Bevor du aber die dritte vorträgst, überlege dir wohl, was du bittest.“ Damit war es verschwunden. Der Köhler überlegte nicht lange, was das heißen sollte, sondern eilte nach Hause, und er war nicht wenig erstaunt, als er an der Stelle seiner kleinen Hütte ein großes, prächtiges Haus vorfand und so viel Geld dazu, wie er sich nur wünschen konnte. Nun lebte er herrlich und in Freuden und arbeitete gar

nicht mehr. Da dauerte es denn nicht so lange, bis das ganze Geld vergeudet war, und der Mann geriet sogar in Schulden und war schließlich gezwungen, sein Haus zu verkaufen. Er begab sich auf Reisen; doch auch im Auslande war ihm das Glück nicht hold, und er kehrte bald wieder in seine alte Heimat zurück. Er hatte ja noch einen Wunsch bei dem Waldmännchen frei, und den wollte er jetzt tun. Er ging also wieder in den Wald und rief das Waldmännchen, und dieses kam sogleich. Aber dieses Mal schrie es der Köhler zornig an: „Gib mir Geld, und zwar so viel, daß es nicht so schnell wieder zu Ende geht!“ Das Waldmännchen sprach: „Ich erfülle nur, was man freundlich erbittet; zu fordern hast du nichts.“ Damit verschwand es und ließ den Köhler allein.

Der Köhler rannte wütend davon. Bald begegnete er einem Holzflößer, der im Walde Bäume für sein Handwerk fällte. Dieser Flößer war ein guter Freund des Köhlers, und man erzählte von ihm, daß er für den Teufel Seelen erhandle. Sogleich redete er denn auch den Köhler an: „Freund, ich sehe, du gebrauchst Geld, und ich will dir so viel geben, wie du haben willst, wenn du mir deine Seele dafür gibst.“ Ohne langes Besinnen ging der Köhler auf diesen Handel ein, und beide gingen nun zur Wohnung des Flößers. Diese aber lag so hoch auf einem Berge, daß der Köhler nicht wußte, wie er dort hinaufkommen sollte. Da wurde der Flößer plötzlich zu einem großen Riesen, der hob den Köhler hinauf. Als sie oben angelangt waren, knöpfte der Flößer dem Köhler den Rock auf und nahm ihm dann die Seele aus dem Leibe heraus. Darauf gab er ihm sehr viel Geld und entließ ihn.

Nun war der Köhler wieder ein reicher Mann. Er verheiratete sich mit einer reichen Bauerntochter und lebte zuerst recht glücklich mit ihr. Aber bald wurde er grausam und mißhandelte seine Frau, ja einmal schlug er sie so, daß sie tot zu Boden fiel. Da erschrak er heftig, und in seiner Angst lief er hinaus in den Wald und bat das Waldmännchen flehentlich zu erscheinen. Und als er so kläglich rief, da kam das Waldmännchen auch. Es war sehr böse und machte dem Köhler heftige Vorwürfe darüber, daß er sich mit dem Holzflößer eingelassen habe; dann aber sagte es, es könne dem Köhler nicht eher helfen, als bis er seine Seele wieder habe. Der Köhler bat dringend, ihm dazu zu verhelfen, und nun gab das Waldmännchen ihm ein Kreuz, vor dem der Böse weichen mußte. So schnell er konnte, eilte er zu der Behausung des Flößers und hielt diesem das Kreuz entgegen. Und es gelang ihm wirklich, den Flößer damit zu vertreiben. Er suchte nun im Hause nach, und bald hatte er seine Seele gefunden. Er setzte sie sich wieder ein und lief dann zu dem Waldmännchen zurück. Hier stand auch schon seine Frau frisch und lebendig. Beide gingen jetzt nach Hause und führten fortan ein arbeitames und glückliches Leben.



46. Der Sprechende Pferdekopff.

Es war einmal eine alte Gräfin, die eine sehr schöne Tochter hatte. Als diese herangewachsen war, sollte sie einem Grafen, der weit entfernt wohnte, zur Frau gegeben werden. Die Mutter stattete sie reich und glänzend aus,

gab ihr Gold und herrliches Geschmeide mit und entsandte sie dann zu dem Schlosse ihres zukünftigen Gemahls. Nur eine Kammerfrau begleitete sie. Das Pferd, das die junge Gräfin ritt, war von ganz besonderer Art, denn es konnte sprechen. Auf der langen Reise nun wurde die Gräfin durstig, und sie bat deshalb die Kammerfrau, die hinter ihr herritt, abzustiegen und ihr Wasser zum Trinken zu schöpfen. Doch der Kammerfrau waren unterwegs böse Gedanken gekommen, und sie sprach: „Steigt doch selbst hinunter! Ich mag fernerhin nicht mehr Eure Magd sein.“ Ohne ein Wort zu erwidern, stieg die Gräfin vom Pferde, um sich Wasser zu suchen. Dasselbe tat auch die Kammerfrau. Plötzlich aber stürzte sie sich auf die nichtsahnende junge Gräfin, riß ihr die schönen Kleider vom Leibe und zog sie sich selbst an. Dann bedrohte sie die Gräfin mit dem Tode, wenn sie nicht schwöre, keinem Menschen zu sagen, was geschehen sei. Und in ihrer Angst schwur die Gräfin ihr alles zu. Nun bestieg die Kammerfrau das edle Pferd, das die Gräfin vorher geritten hatte, während die Gräfin wie eine Zose hinter ihr herreiten mußte. Als sie bei dem Grafen ankamen, hielten alle die Kammerfrau für die Braut, und der junge Graf hob sie selbst aus dem Sattel. Die rechte Gräfin aber wurde von der Kammerfrau zur Gänsemagd bestimmt, und während alles zur Hochzeit vorbereitet wurde, mußte sie mit einem Gänsejungen auf die Wiese gehen und die Gänse hüten. Und weil die falsche Gräfin fürchtete, das sprechende Pferd könnte etwas von dem erzählen, was es gesehen hatte, ließ sie ihm den Kopf abschlagen und diesen in einem dunklen Torweg, durch welchen die Gänsemagd täglich ihre Gänse aus dem Schloßhof treiben mußte, ainnageln.

Endlich kam der Tag der Hochzeit heran. An diesem Tage durfte die Gänsemagd den ganzen Tag nicht mit ihren Gänsen heimkehren; ja, sie mußte sogar die ganze Nacht draußen auf dem Felde bleiben und bekam auch nichts zu essen. Als sie nun am folgenden Tage wieder durch den Torweg kam und bei dem angenagelten Pferdekopf vorbeiging, da sprach sie seufzend: „Ach, wie bemitleide ich dich, du gutes Tier! Dein ganzes Leben hindurch warst du mir treu, und nun hast du einen solchen Lohn dafür erhalten.“ Darauf erwiderte der Kopf: „Dich, liebe Herrin, traf ein noch größeres Unglück. Wenn deine Mutter wüßte, daß du so unglücklich bist, das Herz im Leibe würde ihr zerspringen. Aber sie glaubt, daß ihre Tochter glücklich ist. Doch sei guten Mutes und ertrage dein Unglück standhaft; denn bald wird sich dein Schicksal ändern.“ Der Gänsejunge, der dabeistand und alles hörte, wunderte sich sehr darüber, daß der Pferdekopf redete, und zu Hause erzählte er seinen Eltern alles. Er berichtete auch, daß die Gänsemagd sich einmal, während er seinen Hut suchte, ihr Haar gekämmt habe, und da habe er gesehen, daß das Haar golden sei. Das kam dem Grafen bald zu Ohren. Am nächsten Tage folgte er den beiden Gänsehirtin heimlich, und nun hörte er selbst, was die Gänsemagd zu dem Pferdekopf und was dieser zu ihr sagte. Verwundert folgte er weiter, und da konnte er auch sehen, wie sich die Gänsehirtin ihr schönes goldenes Haar kämmte. Nun ging er zu ihr heran und fragte sie, was denn das für eine Bewandtnis mit dem Pferdekopf habe; doch sie erwiderte ihm, sie dürfe ihre Geschichte keinem Menschen erzählen. So ging denn der Graf zu dem Pferdekopf im Torweg, und der erzählte ihm alles,

was geschehen war. Da ließ der Graf sofort die falsche Gräfin festnehmen und von zwei Pferden zu Tode schleifen, die rechte Gräfin aber machte er zu seiner Gemahlin und gab ihr all ihr Gold und ihre Kostbarkeiten zurück.



47. Friedel.

Auf einem Berge stand eine kleine Hütte, in der wohnte vor vielen Jahren ein Klausner. Ringsum war grüner Wald, und selten nur betrat ihn der Fuß eines Fremden. Einstmals in stürmischer Nacht, als der Klausner bei Lampenschein in seiner Hütte saß und las, pochte jemand an die Thür, und kläglich klang es draußen:

Ein Knäblein klein,
 Krummfingerlein rot,
 Klopft an — laßt's ein,
 Denkt seiner Not!
 Verwaist allein,
 Sein Vater tot,
 Sein' Mutter tot,
 Nennt niemand sein;
 O laßt es ein
 In seiner Not!

Da stand der Klausner auf, öffnete die Thür und fand davor einen schönen Knaben, zitternd vor Kälte und

weinend. Als der kleine Gast sich in der Stube erwärmt und durch einen Imbiß gestärkt hatte, fragte ihn der Alte: „Wie heißt du denn, Kleiner?“ Darauf antwortete der Kleine: „Friedel“. Und wieder fragte der Klausner: „Willst du mir dienen?“ Und Friedel antwortete: „Nach Kräften.“ Und so blieb Friedel bei dem Alten. Als der Frühling kam, trieb Friedel die Ziegen auf die Weide, flocht Körbchen und sammelte Kräuter und schöne Steine im Gebirge.

Die Jahre vergingen schnell, und Friedel wuchs zu einem starken und mannhafsten Jüngling heran. Und als wiederum der Lenz ins Land gezogen kam, nahm der Alte Friedel bei der Hand, schaute ihm in das Antlitz und sprach: „Es muß sein, Friedel, du mußt fort! Der Mann muß in die Welt hinaus und streben und mit eigener Hand schaffen. Rüste dich deshalb zur Wanderschaft!“ Hierauf zog er ein Büchschen aus Ebenholz hervor, nahm ein Pfeisichen heraus und blies hinein. Sogleich kamen winzige Männlein zur Thür hereingesprungen und fragten, was er begehre. Da befahl ihnen der Klausner, vom alten Maientau aus ihrer Borratskammer zu holen und ein Horn zu füllen. Und hurtig eilten die Männlein fort und brachten das Gewünschte. Nun langte der Alte aus einem Winkel einen Haselstecken hervor und gab Horn und Stecken dem Friedel, indem er sagte: „Der Stab führt dich die rechte Bahn; er ist mehr wert als ein Königreich. Und wenn du einem Kranken einen Heiltrank reichst von dem Maientau, so wird er gesund, auch wenn er schon im Sterben liegt.“ Dann führte ihn der Klausner vor die Hütte. Friedel aber zog ganz betrübt von dannen, und die Waldmännlein sahen ihm traurig nach;

denn sie hatten ihn sehr lieb. Überall, wohin er kam, wurde er freundlich aufgenommen und wegen der Wunderkuren, die er machte, sehr geehrt.

Nun hörte er, daß die einzige Tochter eines Königs schwer erkrankt sei, und daß die Ärzte sie schon aufgegeben hätten. Friedel machte sich deshalb auf und ging zum König, um die Prinzessin zu retten. Der König versprach ihm sein ganzes Königreich, wenn er ihm die Tochter gesund mache. Und wirklich wurde Friedel König und dazu noch Gemahl der Königstochter. Er regierte mit großer Milde und Gerechtigkeit, allein er fand nirgends Befriedigung. Jahr um Jahr verging, und Friedels Unmut wurde immer größer. Endlich übergab er die Krone seinem erstgeborenen Sohn und ging, von wenigen Dienern begleitet, ins Weite. Aber schon im nächsten Orte befahl er den Dienern, zur Hofburg zurückzukehren. Als er nun allein war, streckte er den Haselstecken vor sich hin, und siehe da, der Stecken zog ihn vorwärts wieder zu dem Walde und zur kleinen Klausnerhütte hin. Dort fand er seinen alten Pfliegerater wieder, und nachdem er sich tief vor ihm verneigt und ihn herzlich begrüßt hatte, erzählte er ihm alles, was er erlebt hatte, und bat ihn, ihn wieder in seiner Hütte aufzunehmen, damit er fortan sein Leben in Ruhe genießen könne. Der Alte willigte gern ein. Sie gingen in die Hütte und aßen und tranken, und dann nahm der Alte sein Pfeifchen und blies hinein. Da kamen die Waldmännlein mit ihren Weibchen und richteten ein Freudenmahl an, sangen, tanzten und freuten sich, daß Friedel wieder zurückgekehrt war. Der Alte aber sagte zu Friedel: „Ich sehe schon, daß du mein Nachfolger sein wirst.“ Und sich zu den Waldmännlein

wendend, fragte er: „Wollt ihr ihm auch so hold sein wie mir?“
Und die Waldmännlein tanzten und sangen:

„Sein Herz ist gut,
Sein Herz ist rein;
Wir wollen alle
Seine Diener sein!“

So blieb Friedel also da und verlebte seine Jahre mit dem alten Klausner in Ruhe und Zufriedenheit.



48. Die verwünschte Schlange.

In einem Dorfe diente bei einem Grafen eine gute und arbeitsame Magd, die hauptsächlich im Viehstall beschäftigt war. In dem Kuhstall aber wohnte eine Schlange. Die Leute haben nun verschiedene Ansichten über solche Schlangen; denn einige sagen, daß sie die Kühe töten oder ihnen doch die Milch ausaugen, während andre sie für heilig halten und glauben, daß sie dem Vieh Glück und Segen bringen.

Eines Tages war das Mädchen wieder im Stall bei dem Vieh beschäftigt. Da kam die Schlange herangekrochen und sagte: „Mädchen, du bist gut und fromm; du kannst mich erlösen, und wenn du das tust, so wirst du glücklich, und ich auch.“ Das Mädchen erschrak über diese Worte, faßte sich aber schnell wieder und fragte: „Wie kann ich dich erlösen?“ Die Schlange antwortete ihr: „Wenn du in drei Tagen zu dieser selben Zeit wieder in den Stall kommst, werde ich mich dir zeigen. Ich werde dann sehr groß

gewachsen sein. Du brauchst dich aber nicht zu erschrecken, sondern sollst dich bücken, damit ich mich um deinen Hals winden kann. Ich werde dir dann einen goldnen Schlüssel in den Mund geben. Den darfst du aber nicht verlieren, und du darfst auch nicht versuchen, mich von dir abzuschütteln, sonst ist alles vergebens.“ Es geschah so, wie die Schlange gesagt hatte. Das Mädchen kam zu der bestimmten Zeit in den Stall. Die Schlange war aber in den drei Tagen so lang und dick geworden, daß sie dem Mädchen, nachdem sie sich um seinen Hals gewunden hatte, wie eine schwere Last vorkam; und außerdem war sie so eckig, daß das Mädchen sie, als sie ihr den goldnen Schlüssel in den Mund geben wollte, von sich abschüttelte und laut aufschrie. In demselben Augenblick entfiel der Schlüssel der Schlange und verschwand; die Schlange aber sagte traurig: „Unglückselige, mich hast du um meine Erlösung gebracht und dich um dein Glück. Nun muß ich wieder zehn Jahre warten, bis ich erlöst werden kann.“ Darauf verwandelte sie sich wieder in ihre frühere kleine Gestalt und verschwand.

Nach zehn Jahren diente die Magd noch bei dem Grafen. Abermals erschien ihr die Schlange und forderte sie auf, am dritten Tage wiederzukommen. Das Mädchen war jetzt fest entschlossen, die Schlange zu erlösen und sich durch nichts schrecken zu lassen. Ruhig ließ sie sich die Schlange um ihren Hals winden. Dann gab ihr die Schlange den goldnen Schlüssel in den Mund und sprach: „Behalte ihn drin und geh mit mir zu dem nahen Schlosse. Dort wirst du eine verschlossene Thür finden. Erst vor dieser darfst du den Schlüssel aus dem Munde nehmen; dann sollst du die Thür aufschließen, und wenn du sie aufgeschlossen hast,

bin ich erlöst.“ Das Mädchen machte sich sogleich auf den Weg. Bald hatte sie die bezeichnete Thür gefunden, und als sie nun öffnen wollte und den Schlüssel eben einmal herumgedreht hatte, da sprang die Thür von selbst auf, und neben der erstaunten Magd stand in demselben Augenblick eine wunderschöne Jungfrau, die umarmte das Mädchen, küßte es und führte es mit sich in ihr Schloß. Dort erzählte sie, wie sie in eine Schlange verwandelt worden sei: Eines Tages sei ein Mann in das Schloß gekommen und habe um ein Almosen gebeten, und da er frech und zudringlich geworden, habe sie ihn weggetrieben. Der Bettler aber sei ein Zauberer gewesen und habe sie in eine Schlange verwünscht, und eine solche wäre sie geblieben, wenn das Mädchen sie nicht erlöst hätte.

Das Mädchen blieb nun in dem Schlosse bei der schönen Prinzessin, die ihre Ketterin bald lieb gewann und wie eine Schwester betrachtete. Sie ließ sie ausbilden und verheiratete dann die frühere Magd mit einem reichen Grafen. Sie selbst aber vermählte sich mit einem Königssohn.



49. Der Muttermörder.

Vor vielen Jahren ritt einmal ein reicher Graf mit seinem Knappen durch einen Wald. Es war um die Mitternachtsstunde. Die ganze Gegend, durch welche sie zogen, war verrufen. Ihr Weg hatte sie, ehe sie zu dem Walde kamen, bei dem Schlosse eines befreundeten Ritters vorbeigeführt, dessen Tochter gerade Hochzeit hielt, und hier

hatten sie eine kurze Zeit gerastet. Die Freunde, die im Schlosse anwesend waren, wollten den Grafen zurückhalten; doch er hatte es eilig und lehnte deshalb alle Einladungen ab. Da mahnten sie ihn denn zur Vorsicht und erzählten ihm, daß in dem Walde, durch den er reisen müsse, ein gespenstischer Ritter sein Wesen treibe, der alle, auf die er stoße, aufhalte und belästige. Der Graf aber ließ sich dadurch nicht von seinem Vorhaben abbringen und verabschiedete sich.

Etwa eine halbe Stunde waren die beiden schon in dem dunkeln Walde geritten, ohne daß ihnen etwas begegnet war. Da plötzlich drängte der Knappe sein Roß an das seines Herrn und sagte ängstlich: „Herr, da reitet einer hinter uns, dessen Roß Feuer aus den Nüstern sprüht.“ Und bald war auch der Reiter, der sie verfolgte, bei ihnen und rief mit einer tiefen Stimme: „Hollah, Gesellschaft!“ „Gott zum Gruß!“ antwortete der Graf. Bäumend erhob sich das Pferd des fremden Ritters. „Für solchen Gruß danke Euch der Teufel, nicht ich!“ rief der Fremde aus und hieb auf das Pferd. „Doch wißt, Ihr seid verirrt! Darum kommt mit auf mein Schloß, das ganz in der Nähe liegt!“ Der Graf lehnte die Einladung dankend ab, indem er sagte, er habe keine Zeit zu rasten. „Zeit wird sich finden,“ erwiderte darauf der Fremde, und dabei lachte er, daß es im Walde widerhallte.

Plötzlich bemerkte der Graf, daß sich eine lange schwarze Mauer über den Weg zog. In der war ein großes Tor. Alle drei zogen zum Tor hinein, und der Ritter forderte nun den Grafen und seinen Knecht auf, ihm in sein Schloß, einen gewaltigen Bau, zu folgen. In den vielen kleinen Thürmen war das laute Geschrei der Eulen zu hören.

Der Ritter schwang sich von seinem Rosse, das sofort hinter ihm in die Erde versank. „Folgt mir hinein!“ rief nun der Ritter. Doch der treue Knecht warnte seinen Herrn leise, daß er nicht mitgehen solle. Der Ritter hatte es aber doch gehört und sagte: „Schweig still! Hier herrscht nicht des Himmels, sondern mein Wille. Du sollst nicht mitkommen.“ In demselben Augenblick schwand vor den Augen des Knappen das Schloß, und er stand auf einsamer Heide vor einer alten Ruine. Der Graf aber folgte dem Ritter voll Mut. Sie stiegen eine lange Wendeltreppe hinan. Von Zeit zu Zeit streckte sich die Klaue eines Vogels aus der Wand, eine schwarze oder eine weiße Kerze haltend. Die Wände selbst waren pechschwarz. Der Ritter hatte einen schwarzen Panzer an und auf dem Kopfe einen Helm, dessen Kamm nicht aus Eisen bestand, sondern lebendig war. Es saß nämlich ein kleiner Drache darauf, der seine Klauen fest um den Helm gelegt hatte, und aus dessen Augen Funken sprühten; des Drachen Schwanz aber hing lang abwärts bis in des Ritters Nacken. Am Ende der Treppe hielt der Ritter an und sagte zu seinem Gaste: „Nun folge mir und schaue, was ich tat, und wie ich leide! Einem jeden, der in der Mitternachtsstunde diesen Weg reitet, muß ich mein Verbrechen zeigen. Du brauchst aber nicht etwa für mich zu beten; denn meine Tat sühnt weder Gebet noch Reue.“

Als der Ritter das gesagt hatte, sprang eine Thür, die bisher nicht zu sehen gewesen war, donnernd auf. Beide traten in einen großen Saal, der ebenfalls ganz schwarz, sonst aber leer war. Nur in der Mitte stand ein Sarg, der von einer kleinen Ampel erleuchtet wurde. In dem Sarge, dessen Deckel der Ritter nun aufhob, lag eine weiß gekleidete

Leiche, aus deren Brust der Griff eines Dolches hervorragte. Der schwarze Ritter wandte sich zu dem Grafen und rief: „Das ist die Leiche meiner Mutter, und ich bin es, der sie ermordet hat!“ Darauf fiel er vor dem Sarge auf die Knie nieder; die Leiche im Sarge aber erhob sich, wuchs und wurde immer größer, bis zuletzt ein graufiges Gespenst entstand, das den Ritter völlig bedeckte. Aber noch mehr wuchs es und drängte den Grafen immer weiter zurück bis zur Wand. Dann packte es den Ritter, der noch immer auf dem Boden kniete, und riß ihm das Herz aus dem Leibe. Als der Graf das sah, zog er sein Schwert aus der Scheide und rief: „Unholde, im Namen des Gekreuzigten, weichet!“ Da ertönte ein entsetzlicher Schrei, das Gebälk krachte, und das Haus stürzte mit dem Gespenst, dem schwarzen Ritter und dem Grafen in die Tiefe. Der Graf fiel in eine Ohnmacht. Als er wieder erwachte, befand er sich neben einer alten zerfallenen Ruine. In der Ferne stand sein Knecht mit den beiden Pferden. Er winkte ihn zu sich heran, und beide ritten nun weiter.



50. Der Jäger und die Räuber.

Ein Jäger verirrt sich in einem großen Walde. Nach langem Umherirren kam er endlich am Abend in eine Hütte, aus der ihm ein Licht entgegenschimmerte. Freudig trat er ein und bat eine alte Frau, die ganz allein im Hause war, um ein Abendbrot und ein Nachtlager. Als er gegessen und getrunken hatte, erzählte ihm die Alte, die eine Hexe war,

daß er in eine Räuberhöhle geraten sei; sie sei die Mutter von sieben Räubern, die jeden Augenblick von ihrem Raubzuge zurückkehren könnten. Doch habe sie Mitleid mit seinem jungen Leben und rate ihm deshalb, schnell aufzubrechen und sich ein andres Obdach zu suchen, um so mehr, als ihre Söhne einen frischen Menschenbraten als Leckerbissen hochschätzten.

Der Jäger war jedoch zu ermüdet, als daß er noch hätte weitergehen können, und er bat die alte Frau, ihn zu verstecken, damit ihn die Räuber nicht fänden. Die Frau versprach sich zwar wenig Erfolg davon, doch willigte sie schließlich ein und verbarg ihn in ihrer Kammer. Um Mitternacht kamen die Räuber unter Geschrei und Fluchen zurück. Sie setzten sich alle sieben um einen Tisch und hielten ein wüstes Gelage. Plötzlich stuzten sie; denn ein Räuber glaubte, einen fremden Menschen zu riechen. Wütend sprangen sie auf und fanden nach einigem Suchen den zitternden Jäger. „Das trifft sich ja herrlich,“ sagten sie; „nun wissen wir doch gleich, was wir morgen essen sollen. Morgen sagen wir nur zu dem alten Säbel, der da an der Wand hängt: Säbel, hau zu! und fort fliegt dein Kopf, alter Junge. Bis morgen aber kannst du dich noch deines Lebens freuen und hier bei uns schlafen.“ Hierauf legten sie sich aufs Ohr.

Der Jäger konnte jedoch nicht schlafen, sondern dachte über sein trauriges Geschick nach. Endlich fiel ihm ein, das Schwert, von dem die Räuber gesprochen hatten, selbst zu erproben. Er sagte daher: „Säbel, hau zu!“ und sofort sprang der Säbel von der Wand und schlug den sieben Räubern den Kopf ab. Dann begab er sich wieder an

seinen Platz. Als die Räuber tot waren, schlief der Jäger ruhig ein.

Die alte Frau war über den Tod ihrer Söhne zuerst untröstlich; dann aber schickte sie den Jäger in den Wald, damit er einige Kräuter, die sei ihm genau beschrieb, hole. Ahnungslos erfüllte der Jäger ihren Wunsch. Sie nahm die Pflanzen und braute daraus einen Trank, mit dem sie die Köpfe ihrer Söhne einrieb. Sofort wurden die Räuber wieder lebendig. Sie ergriffen den Jäger und wollten ihn erwürgen; aber in demselben Augenblick gedachte er einer Pfeife, die ihm eine gütige Fee geschenkt hatte, um sie in Zeiten der höchsten Not zu gebrauchen. Der entlockte er einen Ton, und sofort erschienen Wölfe, welche die Räuber zerrissen.

Troh über seine Rettung ging der Jäger nach Hause, nachdem er noch den Säbel und viele andre Kostbarkeiten an sich genommen hatte. Er verheiratete sich glücklich und starb in hohem Lebensalter als ein reicher Mann.



51. Die Hexe und ihre Töchter.

Es war einmal eine Hexe, die lebte mit ihren drei Töchtern, von denen die eine gut, die beiden andern böse waren, in einem Häuschen mitten im Walde. Eines Tages kam ein Wanderbursche dort vorbei, und da er arm war und keine Arbeit hatte, so bot er der Hexe seinen Dienst an. Sie nahm ihn auch an und versprach ihm eine von ihren Töchtern zur Frau, wenn er ihre Befehle zu ihrer

vollen Zufriedenheit ausführen werde. Am nächsten Tage gab sie ihm ein Sieb und schickte ihn nach dem Teiche. Dort sollte er mit dem Siebe Wasser schöpfen und es auf das Feld tragen. Aber so geschickt er sich dabei auch anstellte, er konnte es nicht fertig bringen. Zu Mittag brachte ihm die gute Hexentochter das Essen, und er klagte ihr seine Not. Da befahl sie ihm, sich schlafen zu legen. Sie selbst nahm das Sieb und begoß in wenig Augenblicken das Feld. Er mußte ihr aber versprechen, der Mutter nichts davon zu sagen. Als er am Abend nach Hause kam, fragte ihn die Hexe, ob er ihren Auftrag ausgeführt habe. Er bejahte es, und sie war mit ihm zufrieden.

Am nächsten Tage gab sie ihm eine gläserne Axt und befahl ihm, in den Wald zu gehen und mit der Axt Bäume zu fällen. Aber er konnte damit nichts ausrichten; denn das Glas bröckelte ab, sobald er einen Hieb tat. So quälte er sich bis zum Mittag ab. Da brachte ihm dieselbe Hexentochter das Essen, und als er ihr seine Not klagte, befahl sie ihm wieder, sich schlafen zu legen, sie werde die Arbeit für ihn ausrichten. Und sie hieb den Wald mit der gläsernen Axt herunter. Als er am Abend wieder nach Hause kam und die Hexe fragte, ob er die Arbeit fertig habe, bejahte er es.

Am dritten Tage gab ihm die Hexe eine hölzerne Sense, damit sollte er auf das Feld gehen und das Getreide mähen. Aber es wollte nicht gehen, denn die hölzerne Sense wollte nicht schneiden. Seinen Anstrengungen machte die gute Hexentochter ein Ende, als sie ihm wieder das Essen brachte. Sie ließ ihn sich schlafen legen, und in der Zeit verrichtete sie die Arbeit für ihn.

Als es nun Abend wurde, da fragte die Hexe ihn wieder, ob er die Arbeit fertig habe, und als er sagte, daß alles Getreide bereits gebunden sei, da lobte sie ihn sehr und sagte ihm, daß er sich dafür am nächsten Morgen eine von ihren Töchtern zur Frau auswählen solle. Dann schickte sie ihn in seine Kammer, damit er sich schlafen lege. Er konnte aber nicht einschlafen; denn er fürchtete, bei der Wahl die gute Tochter nicht zu finden. Als er noch so nachdachte, da klopfte diese leise an das Fenster und sagte ihm, er müsse auf die Schuhe achtgeben. Auf ihrem Schuh werde eine schwarze Fliege sitzen, und daran werde er sie erkennen. Der Jüngling war mit dieser Auskunft sehr zufrieden.

Am nächsten Morgen wurden ihm von der Hexe die drei Töchter vorgestellt. Sie waren alle gleich gekleidet, und er hätte unter ihnen die Gute nicht herausgefunden, da sie einander ganz ähnlich sahen; aber die schwarze Fliege auf dem Schuh zeigte ihm, welche er sich wählen sollte. Er traf so die richtige.

Darüber wurden die beiden andern sehr böse und beschloßen, das Paar zu töten. Deshalb banden sie auf dem Boden gerade über ihrem Bett einen großen Stein fest, und im Keller unter der Stelle, wo das Bett stand, stellten sie einen großen Kessel mit siedendem Teer auf. Sobald das Paar schlafen gegangen wäre, sollte der Stein losgelassen werden und Boden, Bett und Fußdecke durchschlagen, so daß die Schlafenden getötet würden. Aber die junge Frau merkte die Absicht ihrer Schwestern, und als es Abend wurde, da nahm sie ihren Mann und floh mit ihm. Auf die Reise nahm sie einen Kamm, eine Bürste, ein Ei und einen Ballen Leinwand mit. Als nun die Hexe

sah, daß ihre Tochter geflohen war, eilte sie ihr nach, und schon war sie den Fliehenden nahe, da warf die Tochter den Kamm hinter sich, und alsbald wurde ein hoher Berg daraus. Ehe die Hexe diesen überkletterte, hatten die Fliehenden einen guten Vorsprung gewonnen. Aber es dauerte nicht lange, so holte die Hexe sie wieder ein. Da warf die Tochter die Bürste hinter sich, und daraus wurde ein dichter Wald. So bekamen sie wieder einen Vorsprung. Nach einiger Zeit aber war die Hexe wieder hinter ihnen. Da warf die junge Frau das Ei hinter sich, und daraus wurde ein See, über den konnte die Hexe nicht hinüber. Die Tochter warf nun zuletzt auch den Ballen Leinwand in das Wasser. Darauf setzte sich die Hexe, um an das andre Ufer zu gelangen. Als sie aber bis in die Mitte des Sees gekommen war, da sank die Leinwand unter, und die Hexe ertrank. Jetzt kehrte das junge Paar nach dem Hause der Hexe zurück, vertrieb die beiden bösen Schwestern daraus und lebte zufrieden bis an sein Ende.



52. Der Spielmann und die Grafentochter.

Vor vielen Jahren wohnte auf einem Schlosse ein reicher Graf, der eine wunderschöne Tochter besaß. Allein diese hatte noch niemals in ihrem Leben gelacht, und der Vater war sehr betrübt darüber, zumal da sie sein einziges Kind war. Die Ärzte behaupteten, daß sie krank sei; aber keiner konnte angeben, was das für eine Krankheit sei. Der Graf machte daher bekannt, daß derjenige eine große Belohnung erhalten solle, der seine Tochter heilen und von ihrer Schwer-

mut befreien würde. Viele kamen und versuchten ihr Glück, doch war alles umsonst, und die Grafentochter schaute bei den bunten Festen, die ihretwegen veranstaltet wurden, finster drein, und wenn ringsum alles lachte, so blieb ihr Antlitz doch kalt.

Eines Tages nun meldete sich ein blondlockiger, schöner Jüngling in fremder Tracht; der trug ein Saitenspiel in seiner Linken und bat, der Prinzessin vorgestellt zu werden, damit er ihr das Lied des Lebens vorsinge. Er wurde angenommen, und zur bestimmten Stunde versammelten sich die Männer und Frauen des Hofes, und zwischen dem Grafen und der Gräfin saß ihr bleiches, schwermütiges Töchterlein. Der Jüngling trat ein, verneigte sich, griff in die Saiten und sang, was des Lebens höchste Lust und höchste Qual sei. Als der Gesang zu Ende war, entfuhr der Grafentochter ein entsetzlicher Schrei, und sie sank ohnmächtig zu Boden. Die Mutter hob sie auf und führte sie in ihr Schlafgemach zurück. Am andern Morgen ging der fremde Spielmann zum Grafen und sprach: „Die Schwermut Eurer Tochter rührt nicht von einer Krankheit her, sondern von einer Verzauberung. Die nächste Vollmondnacht wird es zeigen.“

Als nun die nächste Vollmondnacht da war, da gingen der Graf und der Spielmann heimlich in den Park und stellten sich auf eine Terrasse. „Herr Graf,“ flüsterte plötzlich der Spielmann, „seht Ihr dort nicht etwas auf dem Dache?“ „Ja, ganz deutlich,“ antwortete der Graf; „drei Katzen sind es, zwei graue und eine weiße.“ Es war richtig. Die zwei grauen Katzen jagten und verfolgten die weiße und zausten und bissten sie, wenn sie sie erwischten, und die weiße Katze schrie erbärmlich. Nun reichte der Spielmann dem Grafen

ein kleines Rohr — es war ein ausgehöhltes Totenbein — und sagte: „Schaut hindurch auf das Dach, Herr Graf! Aber erschreckt nicht und bewahrt das Geheimniß fest in Eurer Brust.“ Der Graf schaute durch das Totenbein und sah zwei alte, struppige, graue Weiber, die wütend ein schönes, weißes und liebliches Mädchen verfolgten. Und das Mädchen war seine Tochter. Als die Uhr auf dem Turme eins schlug, war alles vom Dache verschwunden. Der Graf stand bleich da, rang die Hände und rief: „Mein armes Kind, was mußt du leiden!“ Und in seinem Schmerz versprach er dem, der seine Tochter erlösen würde, ihre Hand und sein ganzes Gut.

Der junge Spielmann gelobte, sein Blut daranzusetzen, um die Grafentochter zu retten und sie den Händen des bösen Feindes zu entreißen. Am andern Tage nahm er Abschied von dem Grafen, und nachdem er sein Versprechen wiederholt hatte, wanderte er fort, immer der Grafentochter gedenkend. Als er nun eines Tages unter einem Baume Rast hielt, kam ein Vöglein, setzte sich auf einen Ast und sang:

„Kein ist dein Sinn;
Komm, folge mir!
Ich führ' dich hin,
Wo Rat wird dir.“

Der Spielmann stand auf, ging dem Vöglein nach und kam tief in den Wald zu einer kleinen Hütte. Darin wohnte ein alter Einsiedler, dem erzählte er von dem Unglück der Grafentochter und dem Schmerz ihres Vaters. „Ja, ich weiß es,“ sagte der Einsiedler, als der Jüngling seine Erzählung beendet hatte; „die Mutter ist selbst schuld daran; denn damit ihre Schönheit immer gleich bleibe, opferte sie die Tochter den Hexen. Diese plagen nun das

arme Mädchen in jeder Nacht von zwölf bis ein Uhr, hezen und beißen sie, bis es einmal mit ihr aus sein wird. Dann werden sie ihr Herz zerreißen und auffressen.“ — „Aber die Mutter war doch sehr besorgt um sie,“ warf der Spielmann ein. — „Das ist alles nur Heuchelei,“ versetzte der Einsiedler, „Heuchelei, mit der sie die ganze Welt täuscht.“ — „Und kann ich die Grafentochter nicht erlösen?“ fragte der Jüngling. — „Das kannst du,“ antwortete der Einsiedler, „wenn du den Mut hast, die Hexen zu fangen. Du brauchst dazu einen Sack, genäht aus dem Kleide einer Jungfrau, die noch das ganze Glück des Menschen in ihrer Brust trägt. Hast du aber die Hexen im Sacke, so mußt du ihn schnell zubinden und in einen wohlgeheizten Ofen werfen. Du mußt auch den Sack gut halten, damit keine Raze vorbeiläuft, denn sonst würde ein großes Unglück geschehen: die Raze würde dich zerreißen und fressen. Das Böglein, das dich zu mir geführt hat, wird dich auch zu der Jungfrau führen, die dir das Kleid geben soll; sonst könntest du lange suchen, und die Hülfe käme zu spät.“ Der Spielmann bedankte sich für die gute Weisung und bat den Einsiedler um seinen Segen, damit er das Werk auch recht vollführen möge. Der Einsiedler tat nach seinem Willen, legte ihm die Hände auf das Haupt und segnete ihn. Dann ging der Spielmann seines Weges.

Das Böglein führte ihn über viele Berge in ein Thal, in dem er eine schöne Maid fand. Sie jauchzte in der Pracht des angehenden Tages, verrichtete dann kniend ein kurzes Gebet und wollte sich an die Arbeit machen. Da trat der Spielmann auf sie zu und fragte sie, ob sie glücklich sei. „Ja, ich bin glücklich,“ antwortete das Mädchen; „gesunden Schlaf habe ich und einen frohen Mut und ein gutes

Gewissen auch. Mir ist so wohl, daß ich mit niemand tauschen möchte.“ Jetzt trug der Spielmann sein Anliegen vor und sagte ihr, daß er zur Verrichtung einer guten That etwas von ihr erbitten müsse, das Kleid, das sie auf ihrem Leibe trage. Das Mädchen nickte mit dem Kopfe und kehrte in die Hütte zurück; aber bald war sie wieder da und schenkte dem Spielmann das beste Kleid, das sie besaß, da sie ja wußte, daß eine Menschenseele dadurch gerettet werden sollte. Fröhlich trat der Spielmann den Rückweg an.

Als er zu dem Grafen kam, sagte er ihm, daß jetzt die Rettung seiner Tochter nicht mehr fern sei, und der Graf war hochofret über. Und wieder in der Vollmondnacht stellte sich der Spielmann, nachdem er alle Dachfenster bis auf eins fest verschlossen hatte, auf und wartete; und als es ein Uhr schlug, kam die weiße Rabe vom Dach gesprungen und wollte durch das offen gelassene Fenster schlüpfen. Diese ließ er durch; die beiden grauen Raben aber, die hinter der weißen hergeschossen kamen, fing er in dem entgegengehaltenen Sacke auf, band diesen schnell zu und warf ihn in einen glühend gemachten Ofen, so daß die Hexen unter jämmerlichem Geschrei verbrannten.

Von diesem Augenblicke an hatte die Grafentochter Ruhe. Ihr Antlitz wurde hell, ihre Wangen färbten sich rot, und jetzt sah man erst, wie schön die junge Gräfin war. Die alte Gräfin dagegen wurde von Tag zu Tag häßlicher, denn der Neid verzerrte ihre Gesichtszüge. Der Graf war erstaunt darüber, und eines Tages fragte er den Spielmann, woher das komme. Da erzählte dieser alles, was er von dem Einsiedler erfahren hatte, und sofort wurde die Mutter auf ein fernes Jagdschloß, das dem Grafen gehörte, gebracht.

Die Erlöste aber war ihrem Erlöser hold, und so wurde bald eine fröhliche Hochzeit gefeiert. Der junge Spielmann wurde ein junger Graf. Der Mutter wurde später verziehen, nachdem sie ihre Schuld abgebußt hatte. Aber auch des jungen Mädchens gedachte der Graf; er gab ihr ein viel schöneres Kleid, als sie ihm gegeben hatte, und sandte ihr reiche Geschenke, und den alten Einsiedler nahm er zu sich ins Schloß und hielt ihn in hohen Ehren, bis er starb.



53. Die Hexe im Walde.

Tief in einem großen Walde — genannt wird das Forstrevier Brandhaus bei Fülehe — wohnte eine Frau, die war weit und breit als Hexe bekannt und verrufen. Kein Mensch wagte sich in den Wald hinein, weil sie jeden, der in die Nähe ihrer Behausung kam, in irgendein Tier verwandelte. Da ihr schon so viele Menschen zum Opfer gefallen waren, wurde es überhaupt verboten, den Wald zu betreten. Nun lag am Ende des Waldes ein kleines Bauerngehöft. Wenn der Bauer zur Stadt wollte, mußte er nach dem Erlaß des Gebotes immer einen großen Umweg machen. Das wurde ihm auf die Dauer über, und als er einmal auf dem Markte war und schnell nach Hause mußte, beschloß er, doch durch den Wald zu fahren. Als er ungefähr die Mitte des Waldes erreicht hatte, blieb sein Pferd plötzlich stehen und war nicht von der Stelle zu bekommen. Da blickte der Bauer durch das Gehölz und sah die Hütte der Hexe. Er stieg vom Wagen und ging auf die Hütte zu. Als er näher herankam, sah er vor der Thür eine sehr große

Rage sitzen. Diese fauchte ihn so an, daß er sich vor Schreck schnell hinter einen Baum stellte. Aber die Rache kam immer näher heran. In seiner Not griff er in die Tasche, zog ein Stückchen Brot hervor, bekreuzte es und warf es der Rache hin. Diese stürzte sich gierig auf das Brot und fraß es auf. Nach dem Genuß des Brotes wurde sie plötzlich ganz zahm, und der Bauer legte ihr schnell eine Schlinge um den Hals und hängte sie an einem Baum auf. Dann ging er zur Hütte, öffnete die Thür und trat ein. Die Hexe lag auf einem Bett und hielt ihr Mittagsschlafchen. Sie hatte vorher in ihrem Zauberbuche gelesen, das noch auf dem Tische lag, und der Zauberstock lag daneben. Der Bauer ergriff beides und eilte zur Thür hinaus; dann wälzte er einen großen Stein vor die Thür, trug dürres Holz und Strauchwerk um das Haus und zündete es an. Die Hexe war inzwischen erwacht und versuchte, die Thür zu öffnen; doch sie gab nicht nach. Wie sie nun sah, daß sie verbrennen mußte, rief sie den Teufel zur Hülfe herbei; aber der konnte nicht in das Haus hinein, weil der Bauer alle Türen bekreuzt hatte. Nun forderte sie von dem Teufel, daß er den, der sie getödet habe, innerhalb eines Monats ins Jenseits befördere. Der Bauer war, als das Haus in Flammen stand, ruhig nach Hause gefahren und hatte das Zauberbuch und den Zauberstock sofort verbrannt.

Einen Monat später fuhr er wieder zum Markte, und da er gute Geschäfte gemacht hatte, trank er einen über den Durst. Der Wirt wollte ihn nun nicht nach Hause fahren lassen und redete ihm zu, in der Stadt zu übernachten und erst am Morgen zurückzufahren; doch der Bauer ließ nicht mit sich reden, spannte seine Pferde an und fuhr los. In

der Mitte des Waldes aber an der Stelle, wo die Hütte der Hexe gestanden hatte, gingen ihm plötzlich die Pferde durch. Der Wagen schlug um, und der Bauer wurde mit solcher Wucht an einen Baum geschleudert, daß er sofort tot war. So war er also seinem Schickal doch nicht entgangen.



54. Wie der Teufel Seelen gewinnt.

In einem Dorfe wohnte ein Geizhals, der sehr viel Geld zusammengeschartt hatte und in beständiger Angst um sein Geld lebte. In demselben Dorfe wohnte auch ein Dieb, der es schon längst auf die Schätze des Geizhalses abgesehen hatte. Er konnte ihm aber nicht beikommen, da das Haus durch starke Türen geschützt war. Da kam eines Tages der Teufel zum Diebe und sprach: „Ich werde dir bei dem Stehlen des Geldes behilflich sein, wenn du mir die Hälfte davon abgibst.“ Der Dieb ging mit Freuden darauf ein. Noch an demselben Abend machten sich beide auf, um den Raub auszuführen. Als sie zu dem Hause des Geizhalses gekommen waren, kroch der Teufel durch das Schlüsselloch und öffnete die Tür von innen. Der Geizhals hatte aber sein Geld in dem Zimmer aufbewahrt, in dem er schlief. Sie gingen in dieses Zimmer. Der Dieb trat zuerst ein. In der Dunkelheit stolperte er nun über einen Stuhl und fiel hin. Davon erwachte der Geizhals, ergriff seine Pistole und schoß den Dieb tot. Als der Teufel das sah, erwürgte er auch den Geizhals und fuhr mit beiden Seelen in die Hölle. Die Dorfbewohner aber wollen noch jetzt immer in der Nacht das Schießen hören.

55. Der grüne Kittel.

Ein armer Arbeiter ging einmal in den Wald bei Wisniewo, um Holz zu sammeln. Weil er am Rande nichts fand, ging er tiefer in den Wald hinein; doch auch hier fand er nur wenig. Als er etwa in der Mitte des Waldes war, sah er plötzlich von fern einen Mann mit einem grünen Kittel und einem Jägerhut kommen. Er glaubte, daß es der Förster sei, und weil er keine Erlaubnis zum Holz sammeln hatte, wollte er Reißaus nehmen; aber der Fremde winkte ihm, er solle stehen bleiben. Er tat es auch, und als der Mann im grünen Kittel dicht bei ihm war, sah er, daß er einen Menschenfuß und einen Pferdefuß hatte. Es war der Teufel. Weil der Arbeiter aber sonst ein frommer Mann war, fürchtete er sich nicht, sondern fragte den Teufel, was er wolle. Dieser zog seinen Kittel aus, reichte ihn dem Arbeiter hin und sagte ihm, er solle sich den Kittel anziehen, und er werde ein reicher Mann werden; aber er dürfe ihn während sieben Jahren niemals ausziehen, sich auch nicht waschen, nicht die Fingernägel abschneiden und nicht die Haare scheren lassen. Nach Ablauf des siebenten Jahres solle er sich an derselben Stelle wieder einfänden. Damit verschwand er. Der Mann ging mit dem Kittel nach Hause. Da er nicht recht wußte, wie er sich die Worte des Teufels auslegen solle, zog er den Kittel an, und siehe da, als er in der linken Tasche des Kittels nachsah, befanden sich darin lauter Goldstücke; und so oft er sie auch herausnahm, die Tasche füllte sich immer sofort wieder. So machte der Arbeiter alle seine Nachbarn reich.

Nun lebte auf dem zu Wisniewo gehörigen Vorwerke ein armer alter Mann, der vier unverheiratete Töchter besaß. Auch diesen bereicherte er von dem Gelde, wollte dafür aber eine der Töchter zur Frau haben. Allein den drei ältesten Töchtern gefiel er nicht, weil er schwarz und ungeschoren war und ungeheuer lange Fingernägel hatte; die jüngste jedoch nahm ihn. Als nun das siebente Jahr verflossen war, ging der Mann zu derselben Stunde in den Wald. Da kam der Teufel wieder und verlangte von ihm, daß er ihm nun seine Seele verschreiben solle. Aber der Mann lachte den Teufel aus, zog den Kittel aus und warf ihn dem Teufel vor die Füße. Doch der Teufel wollte ihn nicht annehmen, da ihn ein frommer und gläubiger Mensch getragen habe, und so ließ er den Kittel liegen und verschwand auf Nimmerwiedersichn. Der Mann aber hob ihn wieder auf, und nun war er sehr reich. Er ließ sich scheeren, beschnitt sich die Fingernägel und lebte mit seiner Frau lange Jahre glücklich und zufrieden.



56. Der zerbrochene Säbel.

In einem Dorfe lebte einst ein junges Mädchen, das einen Soldaten zum Bräutigam hatte. Der besuchte sie oft. An einem Neujahrstage kam er wieder zu seiner Braut und bat sie inständig, seinen Säbel bis zum nächsten Neujahrstage gut aufzubewahren und dafür zu sorgen, daß er ja nicht zerbrochen werde. Die Braut versprach das auch und verwahrte den Säbel in einem Schrank.

In der Nacht träumte sie, daß ihr mit dem Säbel von ihrem Bräutigam der Kopf abgeschlagen würde. Dieser Traum wiederholte sich mehrere Male, und immer rief ihr eine warnende Stimme zu, sie solle die Waffe zerbrechen. In ihrer Not ging sie zu ihrem Beichtvater und fragte ihn um Rat. Dieser riet ihr, den Säbel zu zerbrechen, und das Mädchen tat das auch. Am nächsten Neujahrstage kam der Soldat wieder zu dem Mädchen und forderte die Waffe. Sie gab vor, eines Tages den Säbel zerbrochen vorgefunden zu haben, und nun sagte ihr der Soldat, daß er der Teufel sei, und daß er sie, wenn der Säbel nicht zerbrochen worden wäre, damit getötet hätte, und ihre Seele wäre dann ihm verfallen gewesen. Darauf verschwand er auf Nimmerwiedersehen.



57. Der betrogene Zauberer.

Mitten in einem Walde stand auf grüner Wiese ein graues, steinernes Haus. Es gehörte einem alten Zauberer. Dieser besaß eine junge, schöne Frau, die er einst aus ihrem Vaterhause gestohlen und in stürmischer Nacht in sein Haus geführt hatte. Die junge Frau hatte mehrmals den Versuch gemacht zu entfliehen, aber es war ihr nicht gelungen. Infolgedessen war der Zauberer mißtrauisch geworden, und er sann darüber nach, wie er eine nochmalige Flucht verhüten könne. Endlich hatte er es gefunden. Immer, wenn er fortging, machte er seine Frau ganz klein, steckte sie in einem Nadelbüchschchen zu sich und ging dann seinen Geschäften nach. Kam er nach Hause, so nahm er die Frau aus dem Büchschchen heraus und machte sie wieder groß.

Einmal nun fuhr die Frau mit den Händen wirt umher, indem sie sich stellte, als ob sie blind geworden wäre, und rief: „Wo bist du denn, Mann? Ich sehe dich ja gar nicht!“ Da erschraf der alte Zauberer, denn es war ihm klar, daß seine Frau erblindet war. Als die Frau am andern Morgen aufstand, tappte sie wieder im Zimmer umher, stieß an Tisch, Stuhl und Kasten, jammerte, daß sie ihr Augenlicht verloren habe, und weinte wie ein Kind. Dem Zauberer wurde angst und bange, und er tat sie, als er fortging, nicht in das Nadelbüchschchen, sondern ließ sie daheim und versperrte nur die Stubentür. Als die Frau allein war, da hüpfte sie lustig herum, stieß nirgends an, lachte und öffnete schnell die Fenster. In demselben Augenblick kam ihr Bruder, ein schmucker Jägermann, durch den Wald daher. Sie ließ ihn durch das Fenster in die Stube, und Bruder und Schwester hatten sich viel zu erzählen. Aber da kehrte auch schon der Zauberer heim. Die Frau ließ den Bruder sich schnell unter dem Bett verstecken, sie selbst legte sich ins Bett, und als der Zauberer eintrat, da schrie sie und jammerte, wand sich wie ein Wurm und rief ihm entgegen: „O wie froh bin ich, daß du gekommen bist! Ich habe schreckliche Schmerzen; es fährt mir im Leibe herum wie scharfe, glühende Messer. Ich glaube, mein Ende ist nahe.“ Der Alte nahm sein Zauberbuch aus der Tasche und bestrich ihr damit den Leib. Als das nichts half, las er ihr lange Sprüche aus dem Buche vor. Die Frau aber schrie noch lauter: „Lauf doch schnell zum Arzt hinab und bringe mir Medizin, sonst halt' ich es nicht aus!“ Der Zauberer war ganz bestürzt; er warf das schwere Buch auf den Tisch und machte sich eiligst auf den Weg.

Raum war der Alte fort, da schlüpfte der Jägermann aus seinem Versteck hervor, und beide Geschwister liefen davon und nahmen das Zauberbuch mit. Mit einbrechender Dunkelheit kam der Zauberer nach Hause, und als er das Haus leer fand und auch das Zauberbuch nicht da war, wurde er entsetzlich wütend, ging in den Wald und erhängte sich. Am andern Morgen sahen die Leute ihn an dem Baum hängen, aber niemand getraute sich, ihn abzunehmen, sondern die Raben kamen und hatten ihm das Fleisch vom Leibe. Als die Frau erfuhr, daß ihr Duäler tot sei, kam sie wieder in das Haus zurück, blieb dort wohnen und verheiratete sich bald darauf.



58. Die Schnupftabaksdose.

In einem Dorfe lebte vor Jahren eine Witwe, die nur einen Sohn hatte. Diesen hatte sie die Fleischerei erlernen lassen in der Hoffnung, daß sie einst ihre alten Tage in Ruhe würde bei ihm zubringen können. Aber als der Sohn ausgelernt hatte, da hegte er den Wunsch, in die Welt zu gehen, und er quälte seine Mutter mit Bitten so lange, bis sie es ihm erlaubte. Sie konnte ihn aber nicht besonders gut austatten, weil sie sehr arm war; aber zwei Dinge konnte sie ihm mitgeben, die ihm auf der Reise von großem Nutzen sein konnten: einen Knüttel, der die Eigenschaft besaß, jeden in die Gewalt seines Besitzers zu bringen, wenn er von ihm bearbeitet wurde, und eine heilkräftige Salbe. Den Knüttel hatte die Mutter einst in einem Walde von einer Hexe erhalten, der sie einen Gefallen getan hatte; und da

sie ihn selbst nicht verwerten konnte, hatte sie ihn für ihren Sohn aufbewahrt. Die Salbe hatte sie selbst aus Kräutern und Wurzeln zubereitet; sie hatte die Wirkung, daß sie jeden Menschen heilen konnte, von welcher Krankheit er auch befallen war. Nachdem die Mutter den Jüngling über den Gebrauch der Dinge unterrichtet hatte, gab sie ihm ihren Segen, und der Jüngling trat die Wanderschaft an. Über drei Jahre wollte er wieder zurückkommen.

Auf seiner Wanderschaft gelangte der Fleischergeselle zuerst in einen großen Wald, in welchem viele Räuber hausten. Bald hatten diese den Wanderer gefunden und wollten ihn töten; allein der kräftige Jüngling bearbeitete sie mit seinem Knüttel so, daß sie bald vor ihm die Flucht ergriffen. Bald stieß er auf eine noch größere Horde von Räubern, welche sich seiner bemächtigten und ihm den Knüttel fortnahmen. Aber es gelang ihm doch, zu entfliehen. Er geriet immer weiter in den Wald hinein. Nur dürstig ernährte er sich. Schon glaubte er, daß er bald Hungers sterben müsse, als er eines Abends in der Ferne ein Licht leuchten sah. Er ging darauf zu und kam bald zu einem kleinen Häuschen. Das schien ihm zwar verdächtig, und er vermutete, daß das Haus wohl die Wohnung einer Horde von Räubern sei, aber er klopfte doch an. In der Stube fand er ein altes Mütterchen am Kamin sitzen. Dieses war nicht wenig über solchen Besuch verwundert und fragte nach dem Begehrt. Der Jüngling bat nun die Frau, ihm etwas zu essen zu geben, da er sehr hungrig sei, und ihm dann den Weg aus dem Walde zu zeigen. Und die Alte brachte ihm zu essen und erlaubte ihm sogar noch, einige Tage in ihrem Hause zu bleiben. Mit Dank nahm er dieses Anerbieten an. Und als er einige

Tage später seine Wanderung fortsetzen wollte, da packte ihm das Mütterchen noch allerhand Speisen für den Weg ein und übergab ihm zuletzt eine goldne Schnupftabaksdose. Der Jüngling wollte die zwar nicht annehmen, da sie für ihn doch keinen Nutzen habe, weil er nicht schnupfe; aber das Mütterchen sagte, das sei auch gar nicht nötig, denn jeder, der aus der Dose schnupfe, wenn er den Deckel nach rechts gedreht habe, der müsse so lange auf einem und demselben Flecke stehen, liegen oder sitzen bleiben, bis er den Deckel nach links gedreht habe. Der Jüngling bedankte sich vielmals, und das Mütterchen zeigte ihm nun den Weg durch den Wald. Einige Tagereisen, so sagte sie ihm, werde er noch machen müssen, dann werde er zur Stadt des Königs kommen, die hinter dem Walde liege.

Der Jüngling setzte nun wohlgemut seinen Weg fort. Am nächsten Tage begegnete er im Walde einem Manne, dessen Aussehen ihm auffiel; denn er hatte einen kurzen grünen Rock an, trug auf dem Kopfe einen ziemlich schmutzig aussehenden Federhut und hatte statt des einen Menschenfußes einen Pferdefuß. Dieser Mann war kein anderer als der Teufel selbst. Sie gingen ein Stück zusammen, und dabei erzählte der Teufel dem Jüngling, daß er ihm zu Reichthum, Ehre und hoher Würde verhelfen könne, wenn er ihm dafür seine Seele verschreibe. Nach sieben Jahren müsse er wieder an diesen Ort kommen und seine Seele abliefern. Der Jüngling ging darauf ein. Er unterschrieb den Vertrag mit seinem eignen Blute, und plötzlich waren Teufel und Vertrag verschwunden.

Bald danach gelangte der Geselle in die Königsstadt und fand bei guter Bezahlung Arbeit in Menge. In der

Stadt aber herrschte große Trauer; denn die Tochter des Königs war schwer erkrankt, und die Ärzte wußten keinen Rat. Ihr nahes Ende war zu befürchten. Deshalb hatte der König schon ein Schreiben ergehen lassen, nach dem derjenige, der die Prinzessin heile, sie zur Gemahlin erhalten und nach seinem Tode König werden solle. Als der Jüngling das erfuhr, gedachte er der heilkräftigen Salbe, die ihm seine Mutter mitgegeben hatte. Er fand sie noch in seinem Kasten vor und machte sich sofort auf den Weg, um die Königstochter zu heilen. Allgemeine Verwunderung entstand, als der Fleischergefelle sich meldete; aber er wurde doch vorgelassen. Und er heilte die Prinzessin wirklich und wurde ihr Gemahl und bald auch König. Nun schickte er große Geldsummen an seine Mutter, und auch das freundliche Mütterchen im Walde vergaß er nicht.

Aber schnell verliefen die sieben Jahre, und als die Frist verstrichen war, ging er hinaus in den Wald, um dort den Teufel zu suchen. Dieser wartete schon auf ihn und war nicht wenig erfreut, als er den König daherkommen sah. Allein der König bat ihn noch um zwei Jahre Frist. Der Teufel schüttelte zwar mit dem Kopfe, sagte aber schließlich, daß sich für diesmal die Sache noch machen lasse; das nächste Mal müsse er jedoch unwiderruflich mit ihm kommen. Der König versprach ihm das, und da kein Wein zur Besiegelung des Versprechens da war, so sollte der Teufel wenigstens mit ihm auf den Vertrag hin schnupfen. Damit zog der König die goldene Dose heraus, drehte den Deckel rechts herum, öffnete sie und bot sie dem Teufel dar. Dieser erwiderte, daß er eigentlich nicht schnupfe; aber er ließ sich doch zureden, und dem jungen König lachte

das Herz vor Freude, als der Teufel wirklich mit seiner haarigen Kralle in die Dose langte, eine tüchtige Prise nahm und zur Nase führte. Darauf steckte der König die Dose wieder ein und forderte dann den Teufel auf, doch etwas näher an ihn heranzukommen. Als der Teufel dieser Aufforderung Folge leisten wollte, war er dazu nicht imstande und meinte, das müsse wohl mit der Prise in Zusammenhang stehen, und wenn das der Fall sei, so solle der König doch dem dummen Spaß ein Ende machen. Aber er erhielt darauf die Antwort, daß er jetzt in des Königs Gewalt sei und nicht eher seinen Standpunkt verlassen werde, als bis es dem König beliebe. Doch er, der König, wolle mit ihm gut verhandeln und ihn freigeben, wenn er ihm seine Urkunde herausgebe, niemals mehr sein Land betrete und es nie durch irgendeine Krankheit verheere; auch solle er ihm niemals irgendwo wieder zu Gesichte kommen. Alle diese Forderungen müsse er jetzt sogleich schriftlich geloben, oder er könne da ewig stehen bleiben. Der Teufel ächzte und krümmte sich; aber es half ihm nichts, er mußte sich schriftlich zu allem verpflichten, was der König forderte, und auch die Schuldurkunde des Königs wieder herausgeben. Und so gab er denn alles hin und brauste dann wie ein Sturmwind von dannen. Froh kehrte der König nach Hause zurück, und glücklich über seine Rettung, beschenkte er die gute Waldmutter mit abermaliger reicher Gabe. Seine eigne Mutter aber ließ er in einer goldnen Kutsche holen und behielt sie fortan bei sich. Mit einem Male waren nun aber auch Salbe und Dose verschwunden. Lange Jahre regierte der König glücklich, und sein Land wurde niemals von Teufeln geplagt.

59. Barteks Fahrt zur Hölle.

Vor langen Jahren diente bei einem Gutsbesitzer in Kujawien ein Mann, der gerade nicht zu den schlauesten gehörte, aber sonst tüchtig und fleißig war. Er war Ochsenknecht. Er hatte eine Frau und mehrere Kinder und lebte mit den Seinen glücklich und zufrieden. Da starb seine Frau und ließ ihn mit den Kindern allein. Wenn Bartek, so hieß er, auf dem Felde pflügte, so führte niemand die Aufsicht über die Kinder, und so riß allmählich Unordnung im Hause ein, und mit dieser kam die Armut. Bartek wurde jetzt mißmutig und verstimmt.

Eines Tages pflügte er wieder auf dem Felde nahe an einer Straße. Da kam eine Frau daher, die grüßte ihn aufs freundlichste. Bartek erwiderte ihren Gruß und blieb stehen, um ein wenig auszuruhen. Da blieb auch die Frau stehen, erkundigte sich nach dem Wege und fragte ihn zuletzt, warum er so traurig sei. Nun erzählte er ihr seine Leidensgeschichte, und als er geendet hatte, sagte die Frau: „Ich habe auch keine Wohnung, und wenn du willst, will ich dir die Wirtschaft führen.“ Bartek war gern einverstanden damit; er zeigte ihr das Haus, in dem er wohnte, und pflügte dann weiter. Die Frau ging hin, schaffte zunächst Ordnung im Hause und kochte dann das Mittagessen. Wie staunte Bartek, als er mittags nach Hause kam und alles in schönster Ordnung fand! Seit der Zeit lebte er wieder glücklich und zufrieden.

Es traf sich aber, daß eines Tages der Gutsbesitzer durch das Dorf ging und die Wirtin sah. Sie gefiel ihm sehr, und er wollte sie gern für sich haben. Er hatte einen treuen Bogt mit Namen Karl. Diesen fragte er um Rat, wie er die

Wirtin bekommen könnte. Der Bogt versuchte zunächst im guten, ob sie nicht in das herrschaftliche Haus einziehen wolle; aber als sie eine abschlägige Antwort gab, da gab Karl seinem Herrn den Rat, den Bartek beiseite zu schaffen, dann würde die Wirtin von selbst kommen.

Der Gutsbesitzer hatte ein ansehnliches Stück Land, das theils aus Moor und Sumpf, theils aus Gestrüpp bestand. Karl riet ihm, dem Bartek den Auftrag zu erteilen, dieses Stück Land umzupflügen; denn er hoffte, Bartek werde sich bei der Arbeit zu Tode quälen. Bartek war über diesen Auftrag sehr traurig und erzählte seiner Wirtin davon. Diese tröstete ihn aber und befahl ihm, vier Pfähle zu schnitzen, auf jeder Ecke des Landes einen Pfahl in die Erde zu schlagen und dann zwischen den Pfählen kreuzweise je eine Furche zu ziehen. Am nächsten Morgen spannte er seine Ochsen an und fuhr hinaus. Fromm bekreuzte er sich und tat dann, wie die Wirtin ihn geheißen hatte. Und merkwürdig, der Pflug ging von selbst, und sobald die Furchen gepflügt waren, lag auch schon das ganze Land fertig gepflügt da. Bartek fuhr nach Hause. Unterwegs begegnete er dem Bogt, und dem erzählte er, daß das Land bereits gepflügt sei. Der Bogt lief schnell zum Herrn und sagte ihm, was er eben gehört hatte. Der aber wollte es nicht glauben und fuhr aufs Feld hinaus; doch als er alles gepflügt sah, freute er sich sehr. Der Bogt erinnerte nun seinen Herrn daran, daß Bartek fröhlicher und gesunder vom Felde heimgekehrt sei, als er zuvor gewesen war, und beide sannen jetzt auf ein neues Mittel, Bartek aus der Welt zu schaffen.

Durch das Gutsfeld floß ein Fluß. Bartek bekam den Auftrag, an einer gefährlichen Stelle eine Brücke über

ihn zu bauen. Er sollte das aber allein tun. Dabei, so hoffte man, würde ihm ein Unglück zustoßen. Aber auch jetzt wußte die Wirtin Rat. Sie sagte zu ihm: „Nimm die Werkzeuge und gehe an die bezeichnete Stelle am Fluß, lege sie auf die Erde und dich lege daneben hin, mit dem Rücken nach oben. So mußt du den ganzen Tag über liegen und darfst dich nicht aufrichten, wenn du auch Geräusch neben dir vernimmst.“ Bartek befolgte den Rat; er legte sich platt auf die Erde und wartete der Dinge, die da kommen würden. Bald hörte er ein Gehen, Arbeiten, Klopfen und Sägen, aber er sah nicht auf. Gegen Abend hörte er, daß die Werkzeuge neben ihm auf die Erde gelegt wurden; er stand auf und sah niemand, aber die Brücke war fertig.

Als der Gutsbesitzer die neue Brücke besichtigte, da ahnte er gleich, daß es bei ihrem Bau nicht mit rechten Dingen zugegangen war. Und da Bartek auch weiter alles ausrichtete, was ihm befohlen wurde, so trug ihm der Herr zuletzt auf, in die andre Welt zu gehen und seinen toten Vater zurückzuholen. Da war aber Bartek in großer Verlegenheit; denn er wußte nicht, welchen Weg er einschlagen sollte. Als er seiner Wirtin davon erzählte und ihr klagte, daß er den Weg nicht kenne, da befahl sie ihm wieder, immer geradeaus zu gehen, dann werde er zur Hölle kommen, dort werde er den Vater des Gutsbesitzers finden, und zwar links vom Höllentor; er solle sich aber den Bogt als Begleiter mitnehmen. So ging Bartek zum Herrn und bat ihn, ihm den Bogt mitzugeben. Der Herr willigte ein, und nun brachen die beiden auf und wanderten Tag und Nacht. Nach einigen Monaten kamen sie in Gegenden, wo der Boden sehr heiß war, so daß dem

Bogt die Füße verbrannten, obgleich er Stiefel trug, während Bartek, der barfuß war, nichts fühlte. Diese Gegend war nicht weit von der Hölle entfernt. Nach ein paar Tagen sahen sie das Thor der Hölle. Es war offen, und sie traten in die Hölle hinein. Als nun Bartek nach links sah, bemerkte er ein sonderbares Fuhrwerk: an einem Wagen war anstatt des Pferdes ein Herr angespannt, der mußte Holzfloßen ziehen, während die Teufel mit den Peitschen dreinhieben. Bartek wußte sogleich, daß dies der Vater des Gutsbesizers war. Er blieb stehen und rief: „Holla, meine Herren, wollen wir nicht tauschen? Mein Begleiter ist stark und kräftig.“ Die Teufel sahen sich den Bogt an und waren mit dem Tausch einverstanden. Sie spannten den Bogt ein und fuhren weiter, während sie den alten Herrn dem Bartek überließen. Bartek nahm ihn am Arm und führte ihn aus der Hölle. Nach vielen Monaten kamen sie zu Hause an. Der Gutsbesitzer freute sich sehr, daß er seinen Vater wieder hatte. Er gab Bartek die Hälfte seines Reichthums und wurde fromm und mildtätig gegen die Armen.

Als aber Bartek in sein Haus kam, fand er die Wirtin nicht mehr vor. Sie war und blieb verschwunden.



60. Der Graf und der Schmied.

Es war einmal ein Graf, ein gar böser Herr, der seine Leute quälte, wo er nur konnte. Namentlich hatte er es auf seinen Schmied abgesehen, den er nicht leiden konnte. Eines Tages sagte er zu ihm: „Baue mir auf diesem Hügel ein Schloß, oder ich lasse dich in Stücke reißen.“ Als der Mann nach Hause kam und seiner Frau erzählte, welchen Auftrag er erhalten habe, da gab ihm die Frau einen Strick und sagte: „Gehe in den Wald und erhänge dich, so bist du vor den Nachstellungen des Grafen gerettet.“ Der Schmied sah ein, daß ihm kein andres Mittel übrig blieb, nahm den Strick und ging in den Wald.

Unterwegs begegnete ihm ein unbekannter Mann. Der redete ihn an und sagte: „Ich weiß, was du vorhast; aber komm mit mir!“ Er führte ihn zu einem Heuhaufen und befahl ihm, sich hinzulegen und zu schlafen. Der Mann tat es. Als er aufwachte, fand er auf dem Hügel ein Schloß und ringsherum einen tiefen Graben. Schnell ging er zum Grafen und zeigte ihm das Schloß.

Der Graf war sehr begierig, das Schloß in der Nähe zu betrachten und ging hin. Als er aber über die Brücke schreiten wollte, da brach sie zusammen, und er ertrauf. So nahm nun der Schmied das Schloß in Besitz und wurde selbst ein Graf.



61. Ritter Saufewind und der Teufel.

Ein Ritter ohne Furcht und Grauen, der große Besitzungen und gute Einkünfte hatte, machte sich seinen Reichtum insofern ordentlich zu nutze, als er ein herrliches Leben führte und sich, wie die Leute sagten, um Gott und die Welt nicht kümmerte. Spazieren fahren und auf die Jagd reiten, das waren seine liebsten Beschäftigungen; doch liebte er auch ein Kartenspielchen und ein gutes Glas Wein. Und da er einen vorzüglichen Weinkeller besaß, in dem stets ein großer Vorrat der ältesten und besten Weinsorten lagerte, so fehlte es ihm nicht an Freunden, die ihn gern aufsuchten, um ein Spiel zu machen oder beim Wein fröhliche Stunden mit ihm zu verleben. War man dann beisammen, so war des Zechens und Spielens kein Ende, zumal „Ritter Saufewind“ — sein eigentlicher Name war Alfred von Beringen — im Weintrinken unbesiegbar war. Einen Hauptspaß machte es ihm, wenn er seine Gäste und Zechgenossen immer einen nach dem andern „abfallen“ sah, d. h. wenn einer das Haupt schwer auf den Tisch fallen ließ, ein anderer, ganz und gar seiner Sinne beraubt, unter den Tisch sank. Dann ließ er seine Knappen antreten, um die schwer gewordenen Ritter zu erfassen und auf eine bequeme Lagerstätte zu betten. Hatten die Ritter dann ihren Rausch ausgeschlafen, so zogen sie vergnügt von dannen.

Ritter Saufewind hatte aber auch eine Gemahlin, und die schalt ihn oft darüber aus, daß er ein so böses Leben führte. Und als sie wieder einmal recht ärgerlich war über das Treiben des Gemahls, da rief sie zornig aus: „Hol' dich der Teufel mit deinen Trinkgelagen!“ Ritter Saufewind

aber antwortete spöttisch: „Der holt mich nicht, denn er bezwingt mich nicht.“

Als es ihm nun wieder einmal gelungen war, seine Gäste unter den Tisch zu trinken, da ereignete sich etwas Unerwartetes. Urpötzlich stand der leibhaftige Teufel in dem Saale, in dem getrunken wurde, stellte sich neben den Ritter, grinsten ihn an und sagte: „Nun komm mit!“ „Gleich,“ erwiderte unerschrocken Ritter Sausewind; „doch erst könntest du wohl ein Gläschen von diesem herrlichen Nebenjaft trinken!“ Der Teufel ließ sich nicht lange nötigen und nahm einen ordentlichen Zug. Dem ersten folgte ein zweiter und dem noch mehrere, und schließlich sank auch der Teufel unter den Tisch und blieb wie ein schwerer Klotz liegen. Nun ließ Ritter Sausewind die betrunkenen Ritter ins Trockene schaffen, den Teufel aber mußten sie liegen lassen. Am andern Morgen weckte er seine Gäste sehr früh und ritt mit ihnen auf die Jagd. Als der Teufel nach langem Schlaf erwachte, schämte er sich ungemein, von Sausewind über-tölpelt worden zu sein und machte sich aus dem Staube; doch beschloß er, sich zu einer früheren Tageszeit des Ritters zu bemächtigen. Eines Morgens war Ritter Sausewind gerade bei der Toilette, da sah er den Teufel wieder herbei-eilen. Flugs stellte er sich einem großen, bis auf die Diele reichenden Spiegel gegenüber an die Wand, so daß sein Spiegelbild dem Eintretenden von der geöffneten Thür aus alsbald in die Augen fallen mußte, während er selbst hinter die Thür zu stehen kam. Dabei machte er eine lange Nase. Wie er es erwartet hatte, so geschah es: plötzlich ging die Thür auf, und im nächsten Augenblick sprang der Teufel mit einem mächtigen Saße pfeilgeschwind auf den Spiegel los.

Doch o weh! Statt den Ritter zu fassen, stieß er mit den vorgestreckten Fäusten und dem Kopfe in den Spiegel, so daß er ihn vollständig zertrümmerte. Dabei hatte er sich nicht nur Gesicht und Hände zerschnitten, sondern auch einen solchen Schreck bekommen, daß er am ganzen Leibe zitterte; und als er sich einigermaßen erholt hatte, war kein Ritter Sausewind mehr da.

Nun war dem Teufel die Lust, den Ritter Sausewind aufs Korn zu nehmen, für immer vergangen. Der Ritter aber trieb sein gewohntes Leben noch viele Jahre hindurch, bis er sich endlich wegen Gebrechlichkeit und Altersschwäche in den Ruhestand begeben mußte.



62. Die Kuhhaut.

Es traf sich einmal, daß auf einem Kreuzwege drei Schneidergesellen zusammenkamen. Sie waren gar arm und klagten einander ihre Not. Um ihrem armseligen Leben ein Ende zu bereiten und zu Gelde zu kommen, beschloßen sie, sich dem Teufel zu verschreiben. Gefagt, getan. Sie gingen nach dem nächsten Walde. Kaum waren sie hinter den ersten Bäumen, da kam ihnen schon der Teufel mit einer zusammengeroßten Kuhhaut unter dem Arme entgegen. Er grinste sie an, grüßte sehr höflich und bot ihnen die Tageszeit. Ohne lange Umschweife zu machen, ging er gleich auf den Handel ein. Sie wurden auch bald miteinander einig. Der Teufel breitete die Kuhhaut auseinander und hieß einen jeden, mit dem Blute aus seinem Herzfinger seinen Namen darauf schreiben. Dadurch verschrieben sie

sich dem Teufel mit Leib und Seele. Der Teufel wiederum versprach ihnen so viel Geld dafür zu geben, wie sie nur nötig hätten. Nach drei Jahren sollten sie wieder an derselben Stelle erscheinen. Als sie dem Teufel das versprochen hatten, rollte er die Kuhhaut zusammen, nahm sie unter den Arm und ging schmunzelnd von dannen. Die Gesellen aber hatten seit diesem Augenblick Geld in Hülle und Fülle, und ihre Taschen wurden nie leer. Sie trennten sich nun, um ein lustiges Leben zu führen.

Der jüngste unter den Gesellen aber hatte sich nur mit Widerwillen dem Teufel verschrieben. Er fand auch bald keinen Gefallen am Sausen und Prassen und gedachte jetzt öfters seiner früheren Armut. Deshalb gab er den Armen reichlich Almosen. Als er einmal einen Bettler sitzen sah, reichte er ihm einen Taler hin. Da sah ihn der Bettler schärfer an und sagte: „Habet Dank für Eure Güte! Ihr werdet auch einst in eine Kirche kommen, die aber nur eine Kuhhaut ist.“ Aber der Geselle achtete nicht auf die Rede des Bettlers.

Nach drei Jahren trafen die einstigen Gesellen wieder an dem Orte zusammen, an welchem sie sich dem Teufel verschrieben hatten. Sie fanden hier im Walde eine schöne Kirche vor. Sie gingen hinein und sahen darin den Teufel. „Wo bist du jetzt?“ fragte der Teufel den ersten Gesellen. „In der Kirche,“ antwortete dieser. In demselben Augenblick tat sich die Erde auf, und er fuhr hinab zur Hölle. Jetzt wurde dem zweiten Gesellen dieselbe Frage gestellt, und auch diesem erging es wie dem ersten. Zuletzt sollte der jüngste antworten. Da erinnerte er sich der Rede des Bettlers und sagte: „Ich bin in einer Kuhhaut.“ Da

verschwand der Teufel samt der Kirche, und der Geselle sah am Baum nur eine Kuhhaut hängen. Der Kopf mit den Hörnern war der Altar mit den Lichtern gewesen, und die Ampel, das war der Schwanz; die Bänke aber waren die Füße gewesen. Der Teufel hatte jetzt keine Gewalt mehr über den Gefellen, mußte ihm aber doch weiterhin Geld schaffen. Da wanderte der Bursche in die weite Welt und tat viel Gutes.



63. Die Riesenhand.

Einstmals lebte in einem kleinen Dorf auf einer Schenke ein wohlhabender Wirt. Da kam eine teure Zeit; das Geschäft ging schlecht, und der Mann geriet immer tiefer in Schulden, so daß er am Ende genötigt war, seine Wirtschaft für wenig Geld zu verkaufen. Nur einen Ochsen behielt er, und mit diesem und dem Gelde zog er fort, um sich in einer andern Gegend ein neues Heim zu gründen. Früh am Morgen brach er auf, und schon hatte er ein großes Stück Weges zurückgelegt, als er sich mitten in einem großen Walde befand. Es war Abend geworden, und es blieb ihm nichts weiter übrig, als im Walde sein Nachtquartier aufzuschlagen. Den Ochsen band er an einen Baum, und dann legte er sich im Grase nieder. Nachdem er eine Weile gelegen hatte, sah er auf einmal in einer kleinen Entfernung ein Feuer hoch auflodern. Da es kalt war und ihn fro, so ging er auf das Feuer zu, um sich daran zu wärmen. In dem Feuer aber sah er eine riesig große Hand, wie er sie noch nie gesehen hatte, und als er ganz nahe an das Feuer herangetreten war, da war es nicht eine Hand, sondern

ein großer Riese, der ganz plötzlich vor ihm stand und ihn aufforderte, er solle ihm den Ochsen geben; den wollten sie an dem Feuer braten und dann gemeinschaftlich verzehren. Der Mann, der auch nicht ganz satt war, hatte nichts dagegen einzuwenden, und so holte der Riese den Ochsen herbei, schlachtete und briet ihn. Der Riese aber war der Teufel.

Nachdem die zwei den Ochsen verspeist hatten, sagte der Riese zu dem Wirt: „Da du so freundlich gewesen bist, sollst du dir etwas wünschen.“ Der Mann bedachte sich nicht lange, sondern wünschte, einst ein reicher Mann zu werden. Und sein Wunsch wurde erfüllt. In seiner neuen Heimat hatte er viel Glück, und so wurde er bald sehr reich.

Das Feuer aber, an dem einst sein Ochse gebraten worden war, war kein richtiges Feuer gewesen, sondern ein Höllenfeuer, und wer in diesem Feuer gebratenes Fleisch aß, der war dadurch dem Teufel verfallen und gehörte ihm an. Das hatte der Mann nicht gewußt. Als er nun dem Tode nahe war, da lag ihm immer etwas Schweres auf dem Herzen. Seine Frau merkte das auch aus seinen Gesichtszügen und fragte ihn, ob er denn etwas Schlechtes begangen habe; er solle es nur sagen, dann werde ihm leichter um das Herz werden. Aber der Mann wußte nichts und schwur, daß er niemand etwas Böses getan habe. Da flüsterte ihm plötzlich eine leise Stimme ins Ohr: „Denke an den Riesen im Walde, der kein anderer als der Teufel war!“ Der Mann bekam einen solchen Schreck, daß er sogleich, von einem Herzschlag getroffen, tot in die Kissen

fanf. Seine Seele aber nahm der Teufel, der sich freute, daß es ihm gelungen war, ein neues Opfer zu erhaschen.



64. Das feuerrote Skelett.

Es war einmal ein armer Knabe, dem waren schon früh seine Eltern gestorben. Als er zum Jüngling herangewachsen war, beschloß er, in die weite Welt zu ziehen und sein Glück zu versuchen. Er schnürte seine wenigen Kleidungsstücke in ein Bündel, nahm das auf seinen Rücken und ging eines schönen Morgens von Hause weg. Bei Anbruch der Dunkelheit führte ihn sein Weg durch einen Wald. Dort hoffte er ein Haus zu finden, in dem er übernachten könnte. Als es ganz finster geworden war, sah er mitten im Walde ein Licht. Voll Freude ging er darauf los, denn er glaubte, daß dort ein Haus sei. Doch er irrte sich; denn das Licht blieb immer in gleicher Entfernung vor ihm. Nach einiger Zeit sank er müde und erschöpft unter einem Baum nieder.

Als er nun so dalag, sah er auf einmal ein feuerrotes Menschenskelett, das in der einen Hand eine Sense, in der andern einen schwarzen Stab hielt. Das Skelett war der Teufel. Der Jüngling wurde so von Schrecken ergriffen, daß er ganz ohnmächtig wurde; denn er hatte von einem solchen Skelett jemals weder etwas gehört noch gesehen. Als er wieder aus seiner Ohnmacht erwachte, stand das Skelett noch immer vor ihm und sprach: „Was begehrt du von mir, diesen Zauberstab oder die Sense? Wählst du die Sense, so mußt du auf der Stelle sterben; mit dem Stabe aber

brauchst du nur die Erde dreimal zu berühren, und es wird dir jeder Wunsch erfüllt werden. Doch kannst du ihn nur dann bekommen, wenn du ein Helfer des Teufels wirst.“ Der arme Junge hatte noch keine Lust zu sterben, und so verlangte er den Zauberstab. Das Skelett reichte ihm den Zauberstab, und sobald der Jüngling den berührt hatte, verschwand es. Zuerst wollte nun der Jüngling ein Unterkommen haben; deshalb schlug er dreimal mit dem Stabe auf die Erde. Da kam dasselbe Licht, das er vorher gesehen hatte, immer näher. Auf einmal sah er einen schönen, großen Palast vor sich. In den ging er hinein und übernachtete hier.

Am nächsten Morgen brach er wieder auf und kam auf eine Landstraße. Dort sah er einen Schwan an einem Baume angebunden, und daneben lag ein Mann. Schon in seiner Kindheit hatte er einmal von diesem Manne und dem Schwan erzählen gehört, und er wußte, daß derjenige, der den Schwan anfasse, mit ihm gehen müsse. Daß aber der Schwan ein Gehülfe des Teufels war, wußte kein Mensch außer dem Manne, der ihn führte. Der Jüngling schlug nun mit dem Stabe dreimal auf die Erde, und sofort kam der Schwan zu ihm. Sie zogen weiter und kamen in ein Dorf. Als die Dorfkinder die beiden sahen, lachten sie sie aus, und ein dreister Bursche wagte es sogar, den Schwan zu berühren. Aber in welche Angst geriet er, als er den Schwan nicht mehr loslassen konnte! Als ein Schmiedelehrling den kleinen Knaben weinen sah und hörte, was geschehen war, da wollte er ihn mit Gewalt losreißen, aber umsonst, denn als er ihn berührte, verlor er selbst seine Kraft und vermochte sich nicht zu befreien. Auf diese Weise

wurden noch viele, die den Schwan oder einen der von ihm Festgehaltenen berührten, an dem Schwane befestigt und mußten mit ihm wandern.

Mit dieser Schar kam der Jüngling in die Residenzstadt des Königs. Dieser hatte eine Tochter, die in ihrem ganzen Leben noch nicht gelacht hatte und immer traurig war. Als sie aber den Jüngling mit seiner Schar kommen sah, fing sie ganz laut zu lachen an. Der König freute sich sehr darüber. Er ließ den Jüngling zu sich kommen und gab ihm seine Tochter zur Frau; und als der Jüngling dem König sein Schicksal erzählt hatte, da gab dieser ihm den Rat, den Schwan zu töten, denn er meinte, daß er dann von seinem Eide entbunden sein würde.



65. Woher es kommt, daß viele Frauen den Teufel im Kopf haben.

Der Herr Jesus durchzog einst mit Petrus die Lande, um zu sehen, ob die Klagen der Gläubigen wahr seien, daß die Zeiten so schlecht und die Menschen so gottlos geworden. Sie kamen auf ihrer Wanderung auch durch ein größeres Dorf der Provinz Bosen. Als die beiden Wanderer es durchschritten, hörten sie aus einem stattlichen Hause heraus ein fürchterliches Gezänk und Geschimpfe erschallen. Der Herr gebot Petrus, in das Haus hineinzugehen und sich nach der Ursache des Lärms zu erkundigen. Als Petrus die Stube betrat, fand er einen Bauern mit zwei Frauen vor. Eine der Frauen war aber — der Teufel. Die Frau zankte tüchtig mit ihrem Manne; der aber war

ein frommer Mann und wollte nicht gleiches mit gleichem vergelten. Ruhig bat er die Frau, sich doch zu Gott zu kehren und von ihrem gottlosen Fluchen und Schimpfen abzulassen. Doch gerade diese Frömmigkeit reizte Satanas, den Mann für sich zu gewinnen. Hestig redete er in seiner Frauengestalt der Bäuerin zu, ja nicht mit Fluchen und Schimpfen aufzuhören. Das war zu viel für den feurigen Petrus. Er war noch gerade solch ein Feuerkopf wie damals, als der Herr im heiligen Lande lehrte. Zornig sprang er hinzu, zog sein Schwert und schlug beiden Frauen den Kopf ab.

Befriedigt kam er zu dem Herrn zurück und erzählte ihm seine Beobachtungen und seine That. Aber der Herr tadelte seinen Feuereifer und gebot ihm, die beiden Köpfe wieder aufzusetzen. Des Herrn Tadel traf ihn tief, und er eilte zurück. Doch in seiner Zerknirschung und in der Eile, mit der er zu Werke ging, begegnete ihm ein herbes Mißgeschick. Er setzte nämlich die Köpfe verkehrt auf, als er die Frauen erweckte, so daß die Bäuerin den Kopf des Teufels erhielt. Und so hatte der arme Mann schon auf Erden die Hölle. Seine Frau gebar ihm viele Kinder, die sämtlich Mädchen waren. All diese Mädchen waren mit dem Fehler der Mutter behaftet; denn trotz ihrer Schönheit hatten sie alle den Teufel im Kopf. Die Familie verbreitete sich weiter und weiter, und so kommt es, daß noch heute nach so vielen Jahren sehr viele Frauen den Teufel im Kopfe haben. Bei einigen ist allerdings eine kleine Aenderung eingetreten; sie haben den Teufel im Nacken.



66. Der Teufel gibt Rat.

Vor vielen Jahren starb in Strelmo ein Arbeiter und hinterließ eine Witwe mit mehreren Kindern in der bittersten Armut. Die Frau mußte sich und ihre Kinder mit ihrer Hände Arbeit ernähren. Im Sommer ging das noch, denn da war noch Arbeit zu finden; im Winter aber war nichts zu verdienen, und da klopfte der Hunger bald an der Witwe Thür. So versank sie immer mehr in Kummer und wurde zuletzt des Lebens überdrüssig. In diesem Zustande beschloß sie, ihrem Leben ein Ende durch Erhängen zu machen. Eines Tages nahm sie Abschied von ihren Kindern und tat, als ob sie auf Arbeit gehen wollte. In Wirklichkeit hatte sie einen Strick mitgenommen und ging auf die Straße, um sich einen geeigneten Platz zum Erhängen zu suchen. Vor sich bemerkte sie einen Mann, der eine Peitsche in der Hand hatte und in seinem Anzuge einem Kellner glich. *) Er ging nicht, sondern hüpfte vor ihr her. Sie kümmerte sich jedoch nicht weiter um ihn, sondern ging nach dem Kirchhofe, wo sie ihrem Leben ein Ende machen wollte. Als sie an die Kirchhofstür kam, wartete der Fremde schon auf sie. Es war der Teufel, der nicht auf die geweihte Erde gehen durfte. Er stellte sich freundlich gegen die Frau und redete ihr zu, sie solle sich nicht auf dem Kirchhof, sondern anderwärts erhängen, er wolle ihr schon einen geeigneten Baum aussuchen. Ohne eine Antwort abzuwarten, führte er die Frau in den Wald. Als sie einige Schritte in den Wald hinein getan hatten, bog der Fremde eine sehr hohe Birke zur Erde und sagte zu der Frau: „Hier erhänge dich. Hier

*) Im Frack erscheint der Teufel auch sonst.

wird es am besten sein.“ Jetzt aber wurde ihr doch bange vor dem Fremden, und es kam ihr plötzlich der Gedanke, es möchte der Teufel sein, der auf ihre Seele laure. Rasch machte sie das Kreuzeszeichen über sich und suchte mit schnellen Schritten das Feld zu erreichen. Da ließ der Teufel die Birke los. Ein Sturm erhob sich, als ob alle Bäume des Waldes auf die Frau fallen und sie begraben wollten, und der Teufel verschwand. Die Frau kam glücklich zu Hause an. Sie fing wieder an zu arbeiten, und Gott gab ihr Glück dazu. So erzog sie ihre Kinder in Gottesfurcht und Tugend; ans Erhängen aber hat sie nie wieder gedacht.



67. Das Gespenst im Schornstein.

Im Kreiße Wöngrowitz lebte einst ein fluger Knecht mit Namen Walek (Valentin). Dieser ging eines Tages gegen Abend durch einen großen Wald, um sich Arbeit zu suchen. Im Walde begegnete ihm ein alter, lahmer Soldat, der sprach ihn um ein Almosen an. Walek gab dem Unglücklichen alles, was er während des Jahres verdient hatte, indem er sagte, er habe gesunde und kräftige Beine und Hände und könne sich das tägliche Brot schon so verdienen. Der arme Soldat war aber der liebe Gott selbst, der auf die Erde gekommen war, um die Menschen zu prüfen. Er nahm das Geld — es waren drei Taler — und fragte dann den Knecht, was er dafür haben möchte. Walek erwiderte ihm, wenn er ihn um etwas bitten dürfe, so bitte er um den Säbel und die alte Soldatentasche, die der Soldat bei sich trage, und dazu wünsche er, daß er mit dem Säbel alles

totschlagen könne, was er wolle, und daß auf seinen Befehl alles in die Tasche hineinlaufen müsse, dem er sie entgegenhalte. Der Soldat gab ihm den Säbel und die Tasche und sagte: „Was du dir gewünscht hast, wird geschehen.“ Der Knecht bedankte sich und ging weiter.

Als er ein Stückchen gegangen war, sah er plötzlich einen Hirsch, der gerade auf ihn zulief. Schnell hielt er ihm die Tasche entgegen, und der Hirsch lief ohne weiteres in die Tasche hinein. Doch aus Mitleid tötete er das Tier nicht, sondern ließ es laufen. Die Kraft der Tasche war erprobt.

Bald kam er in eine Stadt, und da er sehr hungrig war, ging er in einen Bäckerladen, um sich zu stärken. Da er kein Geld hatte, wollte ihm der Bäcker nichts geben; doch der Knecht drohte dem Bäcker und sagte, wenn er ihm nichts zu essen gebe, werde er ihm alle Semmeln und Brote mitnehmen. Aber der Bäcker lachte ihn aus und wollte ihn fortjagen. Als der Knecht in der Thür war, hielt er die Öffnung der Tasche nach dem Laden zu, und sofort verschwanden alle Semmeln und Brote in der Tasche. Walek nahm nun alles auf den Rücken und wollte fortgehen. Auf das Geschrei des Bäckers aber kam die Frau herbeigelaufen, und als sie merkte, was geschehen war, bat sie den Knecht, er möge doch Brot und Semmeln wieder aus der Tasche herausnehmen; sie wolle ihm schon so viel zu essen geben, daß er satt werde.

Nachdem sich der Knecht ordentlich gesättigt hatte, verließ er den Laden und bald darauf auch die Stadt. Am Abend kam er in ein Dorf, welches einem reichen Grafen gehörte. Zu diesem ging er hin und bat ihn um ein Nachtlager. Der Graf sagte, er habe in seinem Palaste keinen Platz; wenn er aber in dem Schafstall übernachten wolle,

so könne er gern bleiben. Indem kam die Gräfin dazu, und die erzählte dem Knechte, daß sie noch einen andern prachtvollen Palast besäßen, aber in dem könnten sie nicht wohnen, da es in den Nächten dort spuke, und deshalb könnten sie ihn dort nicht schlafen lassen. Sie fügte noch hinzu, wenn jemand es fertig bekomme, drei Nächte hintereinander in dem Palaste zu schlafen, so müsse der Spuk aufhören; vielleicht habe er Lust, den Spuk zu vertreiben. Walek erklärte sich dazu bereit und begab sich sogleich in das Schloß. Die Gräfin schickte ihm durch einen Diensthoten Eier, Fleisch und andre Nahrungsmittel hin. Um sich erst etwas auszuruhen, legte sich der Knecht auf ein Bett und schlief bald ein. Gegen zehn Uhr erwachte er, und da er hungrig war, ging er in die Küche, um sich ein Essen zu bereiten. Als er nun anfing, das Fleisch zu braten, hörte er, daß jemand im Schornstein schrie: „Nimm die Tiegel weg, denn ich falle!“ Doch er ließ sich nicht stören, sondern sagte: „Warte, bis ich fertig bin!“ Der Unbekannte im Schornstein aber hörte nicht auf zu schreien. Endlich war der Knecht mit dem Braten fertig; er machte auf dem Herde Platz und rief dem Unbekannten zu, jetzt könne er herunterfallen, wenn er wolle. In demselben Augenblick fiel der untere Teil eines menschlichen Körpers auf den Herd. Walek erschrak jedoch nicht, sondern nahm den Leib über die Schulter und trug ihn weg. Kaum hatte er zu essen angefangen, da hörte er wieder jemand im Schornstein rufen: „Nimm die Tiegel weg, denn ich falle!“ Und wieder fiel die Hälfte eines menschlichen Körpers herunter, diesmal aber die obere. Der Knecht machte es mit dieser ebenso wie mit der andern, und nun hatte er Ruhe, so daß er sich

satt essen konnte. Als er aber den letzten Bissen Fleisch in den Mund stecken wollte, da faßte ihn jemand an die Hand. Er drehte sich um und sah, daß aus den beiden Hälften ein Mann geworden war. Dieser fuhr ihn an und sprach: „Du ißt und kümmerst dich gar nicht um deinen Kameraden. Jetzt mußt du mir wenigstens das letzte Stückchen geben. Laßt du es nicht, so erwürge ich dich.“ Der Knecht erwiderte: „Jetzt bekommst du gerade nichts! Wenn du hungrig warst, könntest du es mir eher sagen, und ich hätte dir gern erlaubt, mit mir zu essen. Das letzte Stückchen Fleisch werde ich selbst essen; du aber kannst zusehen und weiter hungern.“ Damit steckte er es in den Mund und verzehrte es. Als der Mann das sah, schickte er sich an, mit dem Knechte zu kämpfen. Walek aber, der das wohl merkte, nahm schnell die Tasche des lahmen Soldaten und machte sie auf. In demselben Augenblick war auch der Mann schon in der Tasche. Darauf schlug ihn Walek mit dem Säbel tot, zerhackte ihn in lauter kleine Stücke und schüttete diese dann aus der Tasche in das Feuer hinein. Als er so mit dem Manne fertig war, legte er sich in das Bett und schlief ein.

Als es Tag wurde, da erschienen der Graf und die Gräfin mit ihren Dienstleuten in dem Palaste, um zu sehen, wie es dem Knechte ergangen sei. Sie glaubten, daß er tot sei; aber zu ihrer Verwunderung fanden sie ihn ruhig im Bette schlafend. Als er erwachte, erzählte er dem Grafen, was geschehen war, und was er in der Nacht gesehen und getan hatte. Da bat ihn der Graf, er möchte auch die beiden folgenden Nächte noch in dem Palaste schlafen. Der Knecht war dazu bereit. In der zweiten Nacht nun erschienen Teufel in Gestalt von Hunden und Katzen und stürzten sich

auf den Knecht; auch diese schlug er mit Hülfe der Tasche und des Säbels tot. In der dritten Nacht kam der Tod in der Gestalt eines Menschen skeletts mit einer Sense; ein Teufel führte ihn. Auch von diesen beiden befreite er sich, indem er mit dem Tode eine Wette einging, daß er den Teufel töten werde. Und nun fing er den Teufel in seiner Tasche und schlug ihn mit dem Säbel tot. Der Graf konnte jetzt wieder ruhig in seinem Palaste wohnen, da der Knecht die bösen Geister, die bis dahin ihr Wesen darin getrieben hatten, getötet hatte. Er wurde reich belohnt und zog weiter.

Man erzählt aber auch noch, daß der Knecht den Tod tötete, und nun konnte in dem Jahre niemand von den Menschen sterben. Erst als am nächsten Karfreitag ein neuer Tod gewählt worden war, starben sie wieder, und einer der ersten, den der neue Tod in die andre Welt holte, war der Knecht Walef.



68. Der Tod auf dem Birnbaum.

Vor vielen Jahren kam einmal der heilige Petrus auf die Erde, um mit eigenen Augen nachzusehen, ob alles in Ordnung sei. Als Bettler verkleidet kam er auch vor das Häuschen eines armen Tagelöhners, der nichts weiter sein nannte als die Lehmhütte am Ende des Dorfes und ein Gärtchen, in dem ein großer, alter Birnbaum stand. Der Tagelöhner und seine Frau nahmen den Bettler liebevoll auf, teilten mit ihm das letzte Stücklein Schwarzbrot und brachten ihm mehrere von den schönen Birnen aus

ihrem Gärtchen. Als Petrus am nächsten Morgen in aller Frühe weitergehen wollte, steckten sie ihm noch alle Taschen voll, damit er sich unterwegs an dem saftigen Obst erfrischen könne. Gerührt durch diese Gastfreundschaft gab sich Petrus als Himmelsbewohner zu erkennen und sagte schließlich zu dem Mann: „Wenn du dir etwas wünschst, so soll es geschehen; überlege es dir aber gut, denn der Wunsch ist bald ausgesprochen, und zurückziehen darfst du ihn nicht mehr.“ Dann verschwand er.

Nachdem sich die guten Leutchen von ihrem Staunen erholt hatten, gingen sie mit sich zu Räte, was sie sich wohl wünschen sollten. Die Frau wünschte vor allem einen Sack voll Gold, schöne Kleider, viele Ellen Wurst und noch vieles andre; der Mann fragte sich zuerst hinter den Ohren, dann aber meinte er, so viele Wünsche auf einmal könnten wohl den Heiligen beleidigen; aber ein schönes Stück Land und mehrere Ochsen, das wäre schon besser. Der Mittag kam; allmählich neigte sich die Sonne zum Untergange, und sie hatten noch nichts Rechtes beschlossen. Während sie so den ganzen Tag in der Stube saßen, dachten die bösen Buben aus dem Dorfe, die dem Tagelöhner schon manchen Ärger gemacht hatten, er sei zur Arbeit gegangen, und machten sich flugs an die Birnen. Der Lärm störte den Tagelöhner aus seinem Nachdenken auf; mit einem Stocke stürzt er aus der Stube hinaus und sieht, daß der Birnbaum fast unter der Last der Buben bricht. Wütend ruft er: „O daß doch der Birnbaum jeden Dieb so lange festhielte, bis ich ihm eine tüchtige Tracht Prügel gegeben habe!“ Die Knaben wollten sich natürlich sofort aus dem Staube machen. Aber o weh! Die Äste schienen Hände zu haben; keiner konnte sich

herunterlassen; wie Spazgen an der Leimrute zappelten sie und schrien jämmerlich vor Angst. Es half nichts, der Tagelöhner kam, nahm einen nach dem andern beim Kragen und ließ ihn erst los, nachdem er ihm einen gehörigen Denkartel auf das Fell geschrieben hatte.

Zufrieden kehrte er in sein Haus zurück. Da kam ihm seine Frau entgegen, die ihren Hunger mit einigen Birnen stillen wollte. Sie stieg auf den Baum und schüttelte ihn; als sie aber wieder herunter wollte, da ging es nicht; der Baum hielt sie fest. Auf ihr Geschrei kam ihr Mann herbei, ärgerlich, daß er schon wieder gestört wurde. Als er sah, daß sie nicht vom Baum abspringen konnte, da fiel er fast um vor Schreck; denn er merkte, daß der Wunsch schon unüberlegt ausgesprochen und nicht mehr zurückzunehmen war. Es half nichts, die Frau mußte tüchtige Prügel bekommen, und dann erst fiel sie zur Erde. Einige Male noch kamen auch die bösen Buben, aber es ging ihnen jedesmal schlecht; sie ließen daher den Baum in Ruhe und gingen weit um den Garten herum, weil sie nun wußten, daß es dort nicht recht geheuer war.

Die Jahre gingen dahin; der Tagelöhner und seine Frau mußten sich wie früher mühen und plagen. Die Leute aus dem Dorfe besuchten sie gar nicht mehr, weil die bösen Buben überall haarsträubende Geschichten von dem Tagelöhner und seinem Birnbaum erzählt hatten.

Da kam der Sensemann, der Tod, um den Tagelöhner abzuholen. „O weh! Was soll ich allein anfangen?“ jammerte die Frau, umfaßte die Knie des Todes und bat, sie wenigstens gleich mitzunehmen. Doch der Tod hatte Befehl vom heiligen Petrus, heute nur mit dem Tagelöhner

zu kommen. „Wenn Ihr so hart seid,“ sagte die Frau, „so wartet wenigstens, bis ich meinem Mann etwas für den Weg zu essen bereite.“ Während die Frau nun einen Happen zurecht machte und der Mann seine Sonntagsstiefel anzog, blickte der Senfenmann zum Fenster hinaus, und das Wasser lief ihm im Munde zusammen, als er den Birnbaum voll schöner gelber Früchte sah. „Wollt Ihr einige Birnen auf den Weg zum Knabbern mitnehmen, dann holt Euch welche!“ sagte die Frau. „Mein armer Mann wird sie ja doch nicht mehr abschütteln.“ Der Tod ließ sich das nicht zweimal sagen. In wenigen Augenblicken hatte er in sein Leintuch eine tüchtige Meze gepflückt. Nun ging es ans Absteigen; da kam aber die Bescherung: der Birnbaum hielt den Tod fest, es half nichts, wenn er auch die Birnen auf die Erde warf, wenn er auch die Senfe und sogar die Totenuhr fallen ließ, wenn er auch mit den Knochenhänden und den Knochenfüßen wie mit Mühlenflügeln herumfuchtelte; je mehr er sich bemühte, desto fester umklammerten ihn die Zweige und Äste. Nun kam der Tagelöhner reisefertig aus dem Hause, die Frau weinend hinter ihm; als sie aber den Tod auf dem Baume gefangen sahen, da schüttelten sie sich vor Lachen. „Gevatter, eigentlich ist es mir noch nicht so eilig,“ sagte der Tagelöhner; „wartet ein wenig, bis ich komme und Euch befreie!“ Damit ging er in das Haus, aß alles auf, was die Frau ihm für den Todesweg bereitet hatte, und legte sich dann wohlgenut schlafen. Alles Rufen des Todes störte ihn nicht. Als er ausgeschlafen hatte, ging er zur Arbeit, und so machte er es alle Tage. Der Tod aber schrie sich heiser, und als er sah, daß der Tagelöhner sich gegen alle seine Bitten und Versprechungen taub stellte, saß er ganz

ruhig auf dem Baume, eingehüllt in sein weißes Leinen, und dachte nach, wie ihn wohl der heilige Petrus empfangen würde, wenn er endlich heimkäme.

Wieder waren mehrere Jahre ins Land gegangen. Kein einziger Mensch starb im Dorfe, ja auch in der nahen Stadt blieb alles gesund und munter, und nicht nur in dem kleinen Städtchen, auch in der Hauptstadt hatten die Ärzte nichts zu tun. Aus Wut darüber, daß er seine wunderbaren Pillen nicht verkaufen konnte, nahm ein Apotheker Gift, um sich zu töten, aber er starb nicht; ein Säufer wollte sich erhängen, aber er konnte nicht sterben und zappelte so lange am Strick, bis ihn nach einigen Tagen Leute sahen und abschnitten. Kein Wunder; denn der Tod saß gefangen auf dem Birnbaum. Sobald die Menschen merkten, daß niemand vom Tode geholt wurde, waren sie außer Rand und Band: der Tod ist nicht da, also auch kein Gericht Gottes, keine Strafe, kein Lohn. Die Bauern tranken im Dorfkrug, die Herren in den Wirtshäusern der Städte; alle genossen das Leben.

Aber jede Freude hat ein Ende. Die Leute wurden allmählich dieses Zustandes überdrüssig. Hundertjährige Greise, denen das Leben eine Last wurde, sehnten zuerst wieder den Tod herbei; Arme, die mit Nahrungsjorgen kämpfen mußten, hatten diesen Kampf auch satt; erwachsene Söhne, die die Wirtschaft des Vaters erben wollten, wurden ungeduldig, daß der Tod den Vater nicht abholen wollte. Nachdem diese alle den Senfemann vergeblich herbeigefehnt hatten, schickten sie eine zahlreiche Gesandtschaft an den Woivoden; der sollte Rat schaffen. Der Woivode war ein erfahrener Mann; manchen blutigen Krieg gegen

Türken und Tataren hatte er durchgemacht, hatte öfters mit angesehen, wie reiche Ernte der Tod auf dem Schlachtfelde gehalten, und so riet er, man solle einen großen Krieg anfangen.

Der Rat gefiel. Am bestimmten Tage sammelten sich viele Tausende derer, die gern sterben wollten, auf einer großen Ebene, bewaffnet mit allen möglichen Waffen. Auf ein gegebenes Zeichen stürzte die Schlachtklinie wütend gegen den Feind. Doch wenn auch das Blut in Strömen floß, so daß der in der Nähe vorbeischießende Fluß vom Blute ganz geröthet war und über die Ufer trat, am Abend gab es keinen einzigen Toten. Am nächsten und am folgenden Tage kämpfte man noch wütender. Doch alles war vergeblich; es wurde niemand getödtet. Die gräßlichsten Verwundungen heilten schnell; am schlimmsten waren diejenigen dran, denen der Kopf abgehauen war, da sie nicht sogleich ihren Kopf finden konnten. So zogen diese Unglücklichen endlich nach Hause.

Da der Rat des Boiwoden seinen Zweck nicht erreicht hatte, gingen die Leute zum Könige und setzten ihm ihre Not auseinander. Der König, dem das zu Herzen ging, sprach zu ihnen: „Meine lieben Untertanen, ihr habt euch gegen Gott verjündigt in früheren Zeiten. Ihr habt beim Fluchen euern Feinden immer den Tod gewünscht, wenn ihr ihnen etwas recht Schlimmes sagen wolltet. Ihr habt diejenigen mit dem Tode bedroht, die ihr als eure Nächsten lieben solltet. Ihr habt euch selbst vor dem Tode gefürchtet wie vor dem größten Übel, das euch treffen könnte. Nun ist die Strafe da. Gott hat dem Tode verboten, euch abzuholen, damit ihr sehet, daß der Tod kein Übel, daß er vielmehr

ein Wohltäter ist, der dem gebrechlichen Greise die Bürde abnimmt, den Krüppel von seinen Leiden erlöst, den Armen in ein besseres Leben führt, das Kind vor den harten Lebenskämpfen bewahrt. Aber jetzt habt ihr euern Fehler eingesehen; jetzt bittet ihr selbst, daß der Tod erscheine. Vielleicht ist es nun genug der Strafe. Ich werde meine besten Gelehrten in alle Welt hinaus schicken, damit sie den Tod suchen oder bei weisen Männern anfragen, wo er zu finden ist."

Weise Männer durchzogen nun das Land nach allen Richtungen, und nach einigen Monaten fanden sie endlich in dem abgelegenen Dorfe den Sensenmann auf dem Birnbaum. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Kunde davon durch das Land. Alle Lebensmüden wallfahrteten dorthin; selbst der König, der schon über hundert Jahre zählte, kam. Aber der Tod konnte nicht vom Baum herunter. Der Mann, der ihn allein befreien konnte, war vor Alter blind und taub geworden, so daß er nicht verstand, was die Leute von ihm wollten. Endlich gab jemand den Rat, den Birnbaum umzuhauen. Flugs waren viele Leute zur Stelle; aber wenn auch die kräftigsten Männer den ganzen Tag die Art schwingen, so verwundeten sie doch kaum die Rinde; der Baum war wie von Eisen. Dann holte man Leitern, um wenigstens die Äste und Zweige zur Seite zu biegen und so den Tod zu befreien; doch kaum waren einige Männer auf den Baum gestiegen, als sie schon, wie einst die bösen Buben, festsaßen. Andre kamen ihnen zu Hülfe, aber auch diese hielt der verwünschte Baum fest. Hunderte von Männern, Frauen und Kindern zappelten allmählich in den Ästen des Baumes.

Nun war guter Rat teuer. Tausende von Leuten mit dem König und dem Wojwoden standen herum und konnten nicht helfen. Da kam noch ein Greis hinzu. Er kam anscheinend von einer weiten Reise, denn sein Mantel war mit Staub bedeckt, seine Schuhe beschmutzt; in der Hand trug er einen Hirtenstab, am Gürtel zwei goldene Schlüssel. Der Tod sah ihn schon von weitem und rief: „O Herr, o mein Gebieter, hilf deinem armen Knechte!“ Es war das der heilige Petrus, der Himmelspfortner, der wieder einmal auf die Erde gekommen war. Als er sah, daß der Tagelöhner von dem ihm gewährten Wunsch einen so üblen Gebrauch gemacht hatte, zog er das Versprechen zurück, das er vor Jahren getan, und nun fielen plötzlich all die Menschen zur Erde wie reife Birnen. Der Tod wegte sofort seine Sense, um wenigstens die dringendste Arbeit zu verrichten. Er machte seine Sache gut, ja sogar so gut, daß schon nach einigen Wochen wieder Leute in das abgelegene Dörfchen kamen, um dem Tagelöhner zuzureden, daß er wieder einmal für zwei Jahre den Sensemann auf den Birnbaum schicke. Doch den Tagelöhner und seine Frau hatte der Tod schon abgeholt, der Birnbaum war vor Alter zu Staub zerfallen, und der Sensemann war von seiner Raschhaftigkeit für immer geheilt worden.



69. Der liebe Gott und der Tod.

Einmal schickte der liebe Gott den Tod auf die Welt, damit er eine Witwe hole. Der Tod ging hin. Als er aber in das armselige Häuschen kam und die kleinen Würmchen sah, die sich an die Schürze der Mutter hängten und sie nimmer von sich lassen wollten, die sich sogar dem Tode zu Füßen warfen und ihn mit Tränen baten, daß er die Mutter nicht abhole, da ward er von Mitleid gerührt und kam ohne die Witwe vor Gottes Thron. „Warum bringst du die Witwe nicht?“ fragte ihn der liebe Gott. Der Tod erwiderte: „Herr, ich kann es nicht! Du weißt, ich tue gern alles, was du befehlst; ich reiße auf deinen Befehl die junge Gattin von der Seite des liebenden Mannes, ich entreiße der Mutter das einzige Kind; aber was ich heute gesehen, das übersteigt meine Kraft. Sechs kleine Kindlein bleiben zurück, ohne Nahrung, ohne Kleidung, ohne Schutz. Herr, sei gnädig und schenke ihr noch einige Jahre!“

Aber der Herr stand auf, gab dem Tod eine gewaltige Ohrfeige und rief mit Donnerstimme: „In der tiefsten Tiefe des Weltmeeres liegt ein faustgroßer weißer Stein; hol' ihn herauf!“ Der Tod holte ihn schleunigst, um den Herrn nicht noch mehr zu erzürnen. Als er wieder da war, rief der Herr: „Beiß in diesen Stein!“ Der Tod tat es. Inmitten des Steines saß ein winziges Käferchen, das darin auf dem Grunde des Meeres sein Leben gefristet hatte. Der Tod sah mit Verwunderung auf das kleine Tierchen.

Und wieder gab der Herr dem Tod eine schallende Ohrfeige, indem er sagte: „Du siehst, ich wußte, daß das

Tierchen dort auf dem Grunde des Meeres war, und du denkst, ich wüßte von den Kindern der Witwe nicht? Geh, hole die Witwe!“



70. Die arme Seele vor dem Himmelstor.

Der Bauer Matthias hatte ein armes, krankes Weib. Früh an einem Ostermorgen starb sie. Als die Seele nun vom Leibe abgeschieden war, stand sie ganz allein in der finstern Ewigkeit. Kein Engel kam, um ihr den Weg zu zeigen und sie in das himmlische Paradies zu führen. Christi Auferstehung, so hieß es, wird im Himmel gefeiert, und da hat kein Engel und kein Heiliger Zeit, eine arme Seele zurechtzuweisen. Die arme Seele aber war in unaussprechlicher Angst; sie dachte daran, daß sie wegen ihrer Krankheit keine Kirche hatte besuchen können, um für ihre Seligkeit zu beten. Schon hörte sie die Teufel winseln und pfeifen, und sie meinte, sie sei verloren. „O mein Schutzengel und Namenspatron,“ rief sie da, „komm mir zur Hülfe in meiner Not, sonst muß ich hinab in die Höllenglut!“ Aber niemand kam, um ihr zu helfen. Schon war das Weib dem Hinzinken nahe, da stand mit einem Male die Mutter Gottes an ihrer Seite, den Rosenkranz in der Hand und in ein schneeweißes Kleid gehüllt. „Sei gegrüßt und getröstet!“ sagte sie zu der abgeschiedenen Seele. „Du bist eine fromme Dulderin in deinem Leben gewesen. Mir zu Liebe hast du an jedem Samstag gefastet, und was dir übrig geblieben ist, hast du den Armen gegeben. Das soll dir nicht vergessen sein, und wenn mein Sohn an diesem Tage seine glorreiche Auferstehung feiert, so will ich deiner

gedenken und dich hinaufführen zu seinem goldenen Thron und zu deinem freudenreichen Plaze bei den Engeln im Rosengarten, wo du auf deinen Mann und deine Kinder warten kannst.“ Darauf führte Maria das arme Weib in den Himmel, wo sie an dem Feste der Auferstehung Christi theilnahm.



71. Der arme Schuster.

Es lebte einst ein Schuster, der ist in der Hölle und im Himmel gewesen.

Der Mann war dem Trunke ergeben, und wenn er in der Nacht betrunken aus dem Wirtshause heimkehrte, so stellten sich ihm immer die Teufel entgegen, und er mußte mit ihnen kämpfen.

In einer schönen Sommernacht kam er auch schon in betrunkenem Zustande aus der Stadt zurück. Nicht weit von seinem Heimdorfe legte er sich ermüdet an einem Graben hin, um etwas auszuruhen. Als er eine Weile gelegen hatte, fuhr plötzlich ein mit acht Hengsten bespannter Wagen an ihn heran, und aus dem stiegen mehrere Teufel heraus, die luden ihn höflichst ein, sich in den Wagen zu setzen, damit er darin nach Hause fahren könne. Der Schuster wußte, daß es die Teufel waren, die immer, wenn er betrunken war, zu ihm kamen, um ihn zur Hölle zu holen, und so wollte er zuerst nicht; als sie ihm aber zuredeten und sagten, sie würden ihm nichts tun, da stieg er doch ein. Die Teufel fuhren los, und so schnell und so eben ging es, daß der Schuster gar nicht merkte, daß er in einem Wagen fuhr. Er hörte nur das Pfeifen des Windes und das Röhren

der Teufel, die ihm, da sie ihn ganz sicher in ihren Händen zu haben glaubten, immerfort höhniſch zuriefen: „Genug Böſes haſt du getan; nun biſt du unſer, und wir laſſen dich nicht wieder loſ.“ Nicht lange dauerte eſ, da waren ſie ſchon in der andern Welt, gerade vor der Hölle; der Schuſter aber wußte eſ nicht.

Auf einmal verſchwand der Wagen und mit ihm die Teufel. Der Schuſter befand ſich unter Ziegenhirten, die auf den großen Weideplätzen vor der Hölle große Ziegenherden hüteten. Zu ſeiner Verwunderung ſah er, wie die Hirten Schuhe und Stiefel verfertigten. Unter ihnen erkannte er einen, der einſt ſein beſter Freund geweſen war. Auch dieſer hatte ihn erkannt und kam auf ihn zu. Die Freunde begrüßten ſich, und der Schuſter zog aus der Rocktaſche die Flaſche hervor, die ihm der Wirt an jedem Abend mit Schnaps füllen mußte, um ſeinem Freunde daraus zu trinken zu geben. Dieſer nahm die Flaſche, aber als er ſie anſetzte, merkte er ſogleich, daß ſie nicht Schnaps, ſondern geweihtes Waſſer enthielt, und er trank deſhalb nicht. Darauf fragte ihn der Schuſter, warum er denn hier nach ſeinem Tode Ziegen hüte, und er erwiderte: „Der Schuſter kam nach ſeinem Tode weder in den Himmel noch in die Hölle kommen, ſondern er muß vor der Hölle Ziegen hüten und für die Teufel Schuhe machen.“ Als der Schuſter nun von der Hölle hörte, ließ er ſich von ſeinem Freunde gleich hineinführen. Bei ſeinem Eintritt eiften alle Teufel auf ihn zu und begrüßten ihn als ihren Freund. Darauf wollten ſie ihn zu ihrem Oberſten Luzifer führen, der in der Mitte der Hölle an zwölf ſtarken Ketten angebunden war. Jetzt merkte der Schuſter, in einer

wie großen Gefahr er sich befand, und da sein Freund ihm gesagt hatte, daß sich in der Schnapsflasche geweihtes Wasser befinde, so zog er schnell die Flasche hervor und besprengte mit dem Wasser die Teufel. Diese fingen, von dem Geruch des Weihwassers gepeinigt, zu heulen und zu brüllen an. Auch Luzifer wollte sich von seinen Ketten losreißen, aber vergebens. Der Schuster befah sich inzwischen die Hölle ganz genau und kehrte dann wieder zu seinem Freunde nach draußen zurück. Nachdem sie sich noch eine lange Weile unterhalten und von ihren alten Bekannten erzählt hatten, fragte der Schuster, wie er denn wieder auf die Welt kommen könne. Der andre antwortete, daß ihn die Teufel wohl schwerlich zurückbringen würden, da sie sich vor dem geweihten Wasser fürchteten; er riet ihm aber, in den Himmel zum heiligen Petrus zu gehen, der werde ihm schon sagen, wie er wieder nach Hause kommen könne. Nachdem er ihm dann den Weg zum Himmel beschrieben, ging der Schuster fort zum Himmel, und er fand ihn auch.

An dem großen Himmelstor klopfte er an. Sogleich fragte eine Stimme hinter dem Thor: „Wer da?“ Der Schuster antwortete: „Ich, ein armer Schuster.“ Es war der heilige Petrus selbst, der gefragt hatte, und da er den Geruch des geweihten Wassers merkte, so ließ er den Schuster ohne weiteres herein. So kam dieser auch in den Himmel. Petrus führte ihn nun in den weiten Räumen umher und zeigte ihm alles, und als er sich dann alles angesehen und an einem schönen Mahle gut gestärkt hatte, da bat er den Petrus, ihm zu sagen, wie er wieder nach Hause kommen könne. Petrus erbarmte sich seiner und befahl mehreren Engeln, daß sie ihn hinuntertragen sollten. Die Engel gehorchten, und es

dauerte nicht lange, da war der Schuster wieder zu Hause.

Sein erster Weg war zu dem Wirte, dem er dafür dankte, daß er ihm die Flasche anstatt mit Schnaps mit geweihtem Wasser gefüllt hatte. Der Wirt wunderte sich sehr, als er den Schuster erblickte; denn es waren jetzt drei Jahre vergangen, seit er ihn zum letzten Mal gesehen hatte. Der Schuster aber erzählte ihm, daß er in der Hölle und im Himmel gewesen sei, er erzählte ihm von den Teufeln und Engeln, von dem schönen Gesange im Himmel und der Herrlichkeit Gottes; er erzählte ihm auch von dem heiligen Petrus und der großen Wage, auf der Petrus die guten und die schlechten Taten der Menschen wiegt. Überwiegen die schlechten Taten — so fügte er hinzu —, so kommt der Mensch in die Hölle; überwiegen aber die guten, so kommt er in den Himmel. Auch er sei gewogen worden, und es seien seine schlechten Taten schwerer gewesen als er und Petrus und ihre guten Taten zusammen; trotzdem aber sei ihm Petrus gnädig gewesen.

Seit dieser Zeit hat man den Schuster nie wieder im Wirtshause gesehen. Er führte ein frommes Leben und machte fleißig Schuhe bis zu seinem Ende. Nach einigen Jahren starb er. Er hatte keine Angst, daß er als Schuster nicht könne in den Himmel aufgenommen werden; denn der heilige Petrus hatte ihn belehrt, daß auch die Schuster, wie alle andern Menschen, in den Himmel kämen, wenn sie nur ein frommes Leben führten.



72. Die drei Sprüche.

Ein reicher Mann ging einst in seinem Garten umher und war heiter und froh. Plötzlich bemerkte er einen kleinen Vogel, der sich in einem kleinen Netze gefangen hatte. Er bemächtigte sich desselben und war nicht wenig erstaunt, als er zu sprechen anfang und sagte: „Schenke mir die Freiheit, lieber Mann! Was würde es dir nützen, wenn du mich in einen Käfig sperrest? Mein Anblick kann dich nicht ergötzen, denn ich habe kein schönes Gefieder. Ich kann dir auch nicht die Zeit vertreiben, denn ich singe nicht wie andre Vögel. Auch zur Nahrung kann ich dir nicht dienen, denn ich bin viel zu klein dazu; aber ich will dir drei weise Lehren sagen, wenn du mir die Freiheit schenkst.“ Der Herr des Gartens betrachtete das kleine Tier und sprach: „Wenn du nicht singst, kannst du mich freilich nicht ergötzen. Laß mich aber deine Weisheit hören, und wenn sie mich belehrt, will ich dir die Freiheit schenken.“ Da sprach das Vögelchen: „Erstens: Gräme dich nie über Dinge, die einmal geschehen sind. Zweitens: Wünsche nicht, was du nicht erlangen kannst. Drittens: Glaube nicht, was nicht möglich sein kann.“ Da sprach der Herr des Gartens: „Du hast mich in der That belehrt; ich gebe dir die Freiheit.“ Er ließ den Vogel fliegen und sann ernst über seine Worte nach. Da hörte er leise lachen. Die Stimme kam vom Baume herab, auf dem der Vogel saß. „Warum lachst du so heiter?“ rief der Mann. „Über die leicht errungene Freiheit,“ antwortete der Vogel, „aber mehr noch über die Torheit der Menschen, die da glauben, an Klugheit alle Geschöpfe zu überragen. Wärest du klüger

gewesen, nur so flug wie ich, dann wärest du jetzt der reichste Mann.“ „Wie wäre das möglich?“ fragte der Herr des Gartens. Und der Vogel erwiderte: „Wenn du, anstatt mir die Freiheit zu geben, mich behalten hättest. Denn ich habe in meinem Leibe einen Diamanten von der Größe eines Hühnereies.“ Der Mann stand wie versteinert da. Nachdem er sich jedoch von seiner Überraschung erholt hatte, fing er also an zu sprechen: „Du glaubst glücklich zu sein, weil ich dir die Freiheit geschenkt habe. Siehe, der Sommer ist bald vorbei, der Winter wird mit seinen Stürmen nahen. Die Bäche werden zufrieren, du wirst keinen Tropfen Wasser finden, womit du deinen Durst stillen kannst. Die Felder werden sich mit Schnee bedecken, und du wirst keine Nahrung finden. Ich aber werde dir ein warmes Gemach geben, in dem du frei herumfliegen kannst; auch Wasser und Brot sollst du in Hülle und Fülle bekommen. Komm herab, ich will dich überzeugen, daß du es bei mir besser haben wirst als in der Freiheit.“ So sprach der Herr des Gartens; das Vögelchen aber lachte noch lauter als vorher und vermehrte dadurch den Gram des Mannes. „Du lachst noch immer?“ fragte der Mann. „Allerdings,“ erwiderte der Vogel; „siehe, du gabst mir die Freiheit der Lehren halber, die ich dir gab, und du bist so törricht, diese Lehren nicht zu beherzigen. Ich war es wert, daß du mir die Freiheit schenktest, und doch hast du meine Lehren schon nach wenigen Minuten vergessen. Du sollst dich nicht über Dinge härmern, die einmal geschehen sind. Und doch härmst du dich darüber, daß du mir die Freiheit geschenkt hast. Du sollst nicht wünschen, was du nicht erlangen kannst. Und du willst, daß ich freiwillig in ein Gefängnis gehe, ich, dem die Freiheit das

ganze Leben ist. Du sollst nicht glauben, was nicht möglich ist. Und du glaubst, daß ich einen Diamanten in meinem Leibe trage, der so groß ist wie ein Hühnerei. Und ich erreiche doch selbst kaum die Hälfte eines Hühnereies." Damit flog der Vogel von dannen.



73. Das erste Grab.

Adam und Eva standen am Ufer eines Baches, und vor ihnen lag die Leiche Abels, den Kain erschlagen hatte. Als sie nun so dsaßen und nicht wußten, was sie mit der Leiche machen sollten, fiel plötzlich ein Vögeltchen von einem nahen Baum. Das Vögeltchen war noch sehr jung und konnte nicht fliegen. Durch diesen Fall wurde es getötet. Adam und Eva betrachteten den toten Vogel und sahen, daß es ein Rabe war. Bald kam der alte Rabe daher- geflogen, und als er sah, daß sein Junges tot war, kratzte er mit den Füßen ein Loch in den Boden und legte es da hinein. Nachdem er das Loch wieder zugekratzt hatte, flog er davon. Adam und Eva hatten das mitangesehen und ahmten nun das Beispiel des Raben nach: sie machten eine Grube in die Erde, legten die Leiche Abels hinein und deckten sie mit Erde zu. Das war das erste Menschengrab.



74. Sodoms Untergang.

Einst kam ein armer, kranker Mann nach Sodom und bat um Almosen. Man gab sie ihm auch bereitwillig, aber man gab ihm nur Geld und kein Brot. Da er Hunger hatte, wandte er sich zu dem nächsten Hause, um sich Brot zu kaufen. Er klopfte an die Thür, doch ihm wurde nicht aufgethan. So ging er von Haus zu Haus; aber allenthalben blieben ihm die Thüren verschlossen. Endlich sank er vor Hunger unter einem Baume tot nieder. Als die Leute von Sodom das sahen, fielen sie gierig über den Toten her und nahmen ihm das Geld, das sie ihm vorher gegeben hatten, wieder weg. Für diese Freveltat, und weil die Leute noch viele andre Sünden begangen hatten, ließ Gott Feuer und Schwefel über Sodom und Gomorrha regnen und vertilgte die Städte vom Erdboden.



75. St. Petrus und das Ei.

Der heilige Petrus kam einst zu einer Frau, die eine Heidin war, und bat sie, ihm etwas zu essen zu geben. Die Frau setzte ihm gekochte Hühnereier vor. Während nun Petrus aß, fragte sie ihn, was wohl zuerst entstanden sei, das Ei oder die Henne. Sie glaubte, als Jünger Jesu müsse er das wissen, und sie würde sich bekehrt haben, wenn ihr Petrus eine gute Antwort auf ihre Frage gegeben hätte. Aber er wußte nicht, was er antworten sollte, und so ließ sie ihn gehen. Als er wieder zum Heiland kam, fragte ihn dieser, was für ein Rätsel ihm die Heidin aufgegeben habe, und Petrus erzählte ihm die ganze Geschichte. Da sagte

der Heiland zu ihm: „Es fehlt dir noch viel, ehe du mein Nachfolger werden kannst.“ Petrus aber schämte sich, den Herrn zu fragen, ob das Ei oder die Henne eher entstanden sei, und so ist dieses Rätsel ungelöst geblieben bis auf den heutigen Tag.



76. Der starke Maciek.

Einſt ging ein Knecht durch einen Wald. Er wollte ſich Arbeit ſuchen. In dem Walde begegnete ihm ein alter Bettler. Dieſer bat ihn um eine kleine Unterſtützung, und der Knecht gab ihm ſeinen letzten Taler, indem er ſagte, er habe geſunde Hände und Füße und könne ſich wohl das tägliche Brot verdienen, während der Bettler dazu nicht imſtande ſei. Luſtig wollte er nun weiter gehen; aber der Bettler hielt ihn zurück und fragte ihn, welche Belohnung er für ſeine Tat haben möchte. Maciek, ſo hieß der Knecht, antwortete ihm, er wünſche ſich weiter nichts als der ſtärkſte Mann in der Welt zu ſein. Der Bettler erwiderte: „Das ſollſt du auch werden!“ Dann trennten ſie ſich. Am nächſten Morgen kam der Knecht zu einem Gutſbesitzer, deſſen Gut in der Umgegend von Poſen in der Nähe des Wartheſtuffes lag, und fragte ihn, ob er Arbeit für ihn habe. „Ja,“ ſagte der Gutſbesitzer. Er mietete ihn auf ein Jahr und ſchickte ihn ſogleich auf eine Wieſe an dem Fluß, damit er von dort Ruten hole. Der Knecht zögerte nicht lange, ſondern machte ſich gleich auf den Weg. Als er nun auf der Wieſe die Ruten abſchnitt, kam plötzlich aus dem Sumpfe ein Teufel heraus, der freute ſich ſehr und rief: „Ha ha, ich habe dich ſchon!“ Der Knecht erſchrak

gar nicht, sondern antwortete: „Das wird nicht so leicht sein. Erst wenn du mich bezwungen hast, kann ich dir gehören; denn der Schwächere darf nicht über den Stärkeren herrschen.“ Nun begann der Kampf. Nach schwerem, stundenlangem Ringen war der Teufel bezwungen und mußte sich verpflichten, in jedem Augenblick dem Knechte bei der Arbeit zu helfen. Dann ließ Maciek den halbtoten Teufel im Sumpfe zurück und begab sich nach Hause.

Auf dem Heimwege begegnete ihm ein Smok (Drache), der unter einem Stein hervorgefrochen kam. Dieser begrüßte den Knecht ähnlich wie der Teufel und sagte ihm, daß er ihm gehöre. Doch der Knecht erwiderte ihm, daß er ihn erst besiegen müsse, dann wolle er sich ihm ergeben. Und wieder begann ein Kampf, und der Knecht zerstückte dem Smok vier von seinen acht Köpfen an dem großen Steine, unter dem er gelegen hatte. Nun erklärte sich der Smok für besiegt.

Der Knecht kam nach Hause. Sein Herr war schon böse auf ihn, da er so lange ausgeblieben war, und schickte ihn deshalb, ohne ihm etwas zu essen zu geben, mit Pferden auf das Feld, wo er pflügen sollte. Nachdem er mehrere Stunden gepflügt hatte, waren die Pferde müde, und er auch. Er spannte deshalb die Pferde aus und legte sich selbst hin, um auszuruhen. Da kam er denn bald auf den Gedanken, den Teufel und den Smok herbeizurufen, damit sie ihm hülften. Den Teufel spannte er an den Pflug, und dem Smok befahl er, den Pflug zu halten. Eine Weile sah er ihnen zu. Sie pflügten sehr schnell und sehr tief, und die Arbeit gefiel ihm. Deshalb trug er ihnen auf, das ganze Feld bis zum nächsten Morgen umzupflügen,

und nachdem sie das zu tun versprochen hatten, zog er mit seinen Pferden nach Hause. Seinem Herrn erzählte und versicherte er, daß er das Feld etwa einen Meter tief umgepflügt habe. Dem Herrn gefiel das sehr.

Am andern Tage sollte er Getreide dreschen. Früh am Morgen holte er den Teufel und den Smok herbei, damit sie ihm hülften. Es wurde nun so bestimmt, daß der Knecht das Getreide auf die Tenne herunterwerfen, der Teufel dreschen und der Smok das Stroh wegtragen sollte. Die Arbeit ging sehr schnell vorwärts, und bis zum Mittag war alles Korn ausgedroschen. Es war aber alles zusammen, Roggen, Weizen, Gerste und Hafer, und Maciek ärgerte sich darüber. Aber der Teufel half ihm. Er machte zuerst einen schwächeren Wind, so daß aller Hafer wegslog, und zwar zusammen auf einen Haufen, dann einen stärkeren, so daß auch die Gerste auf einen Haufen flog, und ebenso der Roggen, und es blieb nur der Weizen auf dem alten Haufen liegen. Als nun der Herr am Abend nach Hause zurückkehrte und das alles sah, freute er sich sehr und wollte den Knecht dafür gut bezahlen; doch dieser wollte nichts haben und fragte nur, was er am nächsten Tage für eine Arbeit tun solle. Und da der Herr keine Arbeit für ihn hatte, wollte er weitergehen, um sich anderwärts Arbeit zu suchen. Aber der Herr erlaubte ihm nicht, ohne Lohn für die gute Arbeit sein Haus zu verlassen, und so verlangte Maciek schließlich nur so viel von ihm, wie er mit seinen beiden Freunden auf den Schultern wegtragen könnte. Der Herr war sehr erfreut darüber; denn er meinte, daß er so billig wegkommen würde. Maciek aber holte am nächsten Morgen den Teufel und den Smok und befahl ihnen, aus

dem Stroh drei sehr starke und lange Seile zu drehen. Sie taten es. Und da die drei Gebäude ihres Herrn aus Holz waren, so nahmen sie sie in die Strohbänder und trugen sie weg; Maciek als der stärkste nahm den Speicher, der Teufel die Scheune mit ihrem Inhalt und der Smok den Stall mit dem ganzen Inventarium. Nachdem sie damit mehrere Meilen marschiert waren, stellten sie sie auf freiem Felde wieder auf. So war Maciek reich geworden und konnte ruhig leben. Den Teufel und den Smok aber entließ er auf ihre Bitten aus seinem Dienst.



77. Das königliche Urteil.

Es war einmal ein König, der sollte einen Streit schlichten. In seinem Königreiche waren nämlich zwei Brüder, von denen jeder ein Paar Pferde hatte, der ältere ein Paar Stuten, der jüngere ein paar Hengste. In einer Nacht bekam die eine Stute ein Füllen. Dieses kroch zu den Hengsten, und als der jüngere Bruder es bei seinen Hengsten fand, nahm er es für sich in Anspruch. Der ältere aber beanspruchte es ebenfalls. So kamen sie vor den König. Da aber keiner nachweisen konnte, daß das Füllen ihm gehöre, so entschied der König zugunsten des jüngeren, der das Füllen gefunden hatte. Der ältere Bruder mußte sich diesem Urteil fügen, war aber natürlich nicht damit zufrieden.

Im Dorfe war ein kluges Mädchen. Als sie von dem Urteilspruch hörte, gab sie dem älteren Bruder ein Reß und die nötige Belehrung und schickte ihn dann zum Schlosse des Königs.

Der König war gerade aufgestanden und sah durch das Fenster nach dem Wetter, als er einen Mann bemerkte, der vor dem Schlosse im Sande ein Netz zog. Er ließ ihn zu sich rufen und fragte ihn, was er da treibe. „Ich will Fische im Sande fangen,“ sagte der Mann. Darüber lachte der König. Der Mann aber sagte: „Wenn es möglich ist, daß ein Hengst ein Füllen bekommt, so ist es auch möglich, daß ich im Sande Fische fangen kann.“ Jetzt erkannte der König in ihm den Mann, zu dessen Ungunsten er den Streit geschlichtet hatte, sah sein Unrecht ein und ließ ihm aus seinem eignen Stalle ein andres Füllen geben.

Damit war der Mann zufrieden und wollte sich bei dem Könige bedanken. Der König fragte ihn bei der Gelegenheit, wer ihn denn auf den Einfall gebracht habe, und so erfuhr er von dem klugen Mädchen. Der König ließ sie nun vor sich bringen und sagte zu ihr: „Ich habe von deiner Klugheit gehört. Kannst du mir drei Aufgaben lösen, die ich dir aufgeben werde, so will ich dich zur Frau nehmen, und du sollst Königin werden.“ Das Mädchen fragte nach den Aufgaben. Da sagte der König: „Du sollst jedesmal durch eine Tat zwei Dinge erfüllen: Du sollst reiten und zugleich gehen, sollst bekleidet und zugleich nackt sein, sollst mir ein Geschenk geben, das kein Geschenk ist.“ Das Mädchen versprach, die Aufgaben zu lösen. Am nächsten Morgen brachte sie einen Hasen ins Schloß, nahm ihn bei den Ohren und führte ihn zwischen den Beinen. So ritt und ging sie zugleich, und die erste Aufgabe war gelöst. Darauf kleidete sie sich aus und bedeckte sich mit einem Netz. Damit war auch die zweite Aufgabe gelöst; denn sie war bekleidet und dennoch nackt. Zuletzt brachte sie in einem Korbe eine Taube ins Schloß,

öffnete das Fenster und gab dann die Taube dem König. Als aber dieser zugreifen wollte, ließ sie die Taube los; die Taube flog durch das offene Fenster ins Freie, und der König, der ein Geschenk erhielt, hatte keins.

Die Aufgaben waren gelöst, und das Mädchen hätte nun Königin werden müssen. Aber der König konnte ohne seine Minister nichts tun. Er rief sie daher zusammen und tat ihnen seinen Voratz kund. Sie rieten ihm jedoch davon ab, denn sie wollten ein einfaches Mädchen nicht zur Königin haben; doch willigten sie darein, daß das Mädchen aus dem königlichen Schlosse etwas mitnehmen dürfe, was ihm am liebsten sei, und der König sollte ihm das geben. Der König rief das Mädchen und erzählte ihm von dem Rat seiner Minister. Das Mädchen war damit zufrieden. Zum Abschied ließ ihr nun der König ein Gastmahl ausrichten, zu dem alle Minister eingeladen wurden. Es wurde sehr viel getrunken, so daß am Ende der König und alle seine Minister betrunken waren. Da ließ das Mädchen einen Wagen vorfahren, setzte den König hinein und fuhr mit ihm davon. Sie hatte das Liebste mitgenommen, den König. Und da jetzt die Minister, die solchen Rat gegeben hatten, nicht mehr anders konnten, wurde sie Königin.



78. Die Räuber im Walde.

In einem großen Walde wohnten Räuber. In einer Eiche hatten sie den Eingang zu ihrer Höhle. Wenn sie riefen: „Eiche, Eiche, goldens Knäuel, öffne dich!“, so öffnete sich die Eiche, und man konnte in die Höhle gelangen. Den Spruch hatte der Förster aus einem sichern Versteck gehört und sich gemerkt. Als nun einmal die Räuber nicht daheim waren, ging er zu der Eiche und sagte den Spruch. Der Baum öffnete sich, und er kam in die Höhle. Dort fand er viel Geld, und er nahm davon, soviel seine Taschen fassen konnten. Damit ging er nach Hause. Es war aber sein Bruder gerade in seinem Hause, und als er das viele Geld sah, fragte er den Förster, woher er es habe. Aber dieser wollte ihm nichts sagen, und erst als jener mit Bitten nicht nachließ, sagte er ihm den Ort und den Spruch. Der Bruder war aber sehr geldgierig und konnte kaum den andern Tag erwarten, um in die Höhle zu kommen. Er fand die Eiche und sagte den Spruch; die Eiche öffnete sich und ließ ihn hinein. Als er das viele Gold in der Höhle sah, machte er sich darüber her und nahm, soviel er konnte. In der Hast aber vergaß er den Spruch, und als er hinaus wollte, konnte er ihn nicht sagen und mußte nun so lange bleiben, bis die Räuber kamen. Die Räuber aber töteten ihn und zerschnitten seinen Leib in zwei Teile.

Der Förster, der lange Zeit vergebens auf den Bruder wartete, merkte bald, was mit ihm passiert war. Er ging deshalb am nächsten Tage hin und öffnete durch den Spruch die Eiche. In der Höhle fand er die Leiche seines Bruders. Er packte sie in einen Sack und trug sie in

sein Haus. Im Dorfe war ein armer Schuster, zu dem ging er des Nachts und bat ihn, nach seinem Hause zu kommen, wo etwas für ihn zu arbeiten sei. Er mußte sich aber auf dem Gange die Augen verbinden lassen. Während er geführt wurde, zählte er die Schritte, und so wußte er doch, in welches Haus er trat. Er nähte die Leiche zusammen, wurde reichlich belohnt und auf demselben Wege in sein Haus zurückgeführt.

Da die Räuber die Leiche nicht in der Höhle fanden, erkannten sie, daß noch jemand das Geheimnis von dem Eingange wußte. Sie gingen deshalb in die Dörfer und fragten, ob nicht irgendwo ein zerstückelter Leichnam gefunden worden sei. So kam auch einer zum Schuster und erfuhr von ihm, daß er in einem Hause eine Leiche zusammennäht habe. Der Räuber gab ihm viel Geld, und so ließ der Mann sich bewegen, ihm das Haus zu zeigen. Er ließ sich die Augen verbinden und hinausführen; er zählte die Schritte und zeigte dem Räuber das Haus. Um ein Zeichen zu haben, machte dieser mit roter Kreide drei Kreuze auf die Scheiben. Als die Magd diese am Morgen sah, ahnte sie etwas Böses, und sie ging zu den Nachbarn und machte mit roter Kreide ebenfalls Kreuze auf die Scheiben. Als nun die Räuber kamen, fanden sie diese Zeichen an jedem Hause, und im Zorn ließ der Hauptmann den Räuber, der die Kreuze gezeichnet hatte, töten.

Bald darauf mußte ein anderer Räuber zu dem Schuster gehen und sich das Haus zeigen lassen. Er machte wieder drei Kreuze an die Scheiben, diesmal mit blauer Kreide. Die Magd aber sah es wieder und tat wie vorhin, und als des Nachts die Räuber kamen und die blauen Kreuze an

den verschiedenen Häusern sahen, mußten sie umkehren, und der Räuber, der die Zeichen gemacht hatte, wurde getötet.

Jetzt mußte ein dritter hinaus und das Haus suchen. Wieder führte ihn der Schuster an das Haus. Dieser machte drei Kreuze mit gelber Kreide, aber nicht an das Fenster, sondern an den Kamin hoch oben im Dache. Hier konnte das Zeichen von der Magd nicht bemerkt werden, und so fanden die Räuber das Haus.

Spät an einem Abend klopfte jemand bei dem Förster an das Fenster, und herein trat ein Mann und bat um ein Nachtlager. Es war der Räuberhauptmann. Er hatte auf einem Wagen angeblich neun Tonnen mit Öl liegen. Der Förster nahm ihn auf und führte ihn in eine Stube. Die Magd, welche hörte, daß in den Tonnen Öl sei, ging, da ihr dasselbe ausging, hin, um ein wenig abzapfen. Sie klopfte an die eine Tonne, um zu sehen, wie viel Öl darin sei. Da rief jemand aus der Tonne: „Soll ich kommen?“ „Noch nicht,“ antwortete sie und ging zur zweiten Tonne. Hier fand sie dasselbe, und bei den folgenden ebenfalls. Nur in der letzten Tonne war Öl. Dieses ließ sie in Eimer fließen und machte es dann siedend heiß. Darauf ging sie an die einzelnen Tonnen und goß in jede durch das Spundloch ein wenig Öl, so daß alle Räuber elendiglich umkamen.

Als es Mitternacht war, stand der Räuberhauptmann auf, öffnete das Fenster und pfiff hinaus. Dies sollte das Zeichen zum Morden sein; aber es kam niemand aus den Tonnen hervor. Er ging hinaus an die Tonnen und fand alle seine Kameraden tot. Da entfloh er.

Im nächsten Jahre kam ein feiner Herr bei dem Förster vorgefahren und bat ihn um die Hand seiner Tochter. Der Förster war nicht abgeneigt, ihm die Tochter zur Frau zu geben, und so verlobte der Fremde sich mit ihr. Eines Tages ging die Magd in seine Schlafkammer, und sein Mantel fiel zur Erde. Sie hob ihn auf und wunderte sich über seine Schwere. Sie sah nach, und es waren darin Messer verborgen. Da erkannte sie, daß der Herr ein Räuber war, und als sie genau zusah, erkannte sie in ihm den Räuberhauptmann. Nicht lange darauf ging er bei ihr vorbei. Da schoß sie nach ihm und tötete ihn. Die Braut war anfangs außer sich darüber; als sie aber den Mantel mit den Messern sah, wurde auch sie froh, daß der Räuber getötet war.



79. Der Dieb.

Ein Vater hatte einen einzigen Sohn. Trotzdem der Mann arm war, wollte er doch haben, daß sein Sohn eine höhere Schule besuche, und der Graf, dem sein Dorf gehörte, hatte ihm auch eine Unterstützung zugesagt, wenn sein Sohn studieren sollte. Der Junge aber erklärte, er werde nicht lernen, und er wolle auch nichts weiter werden als ein Dieb. Der Vater zwang ihn nun mit Gewalt, in die Stadt auf die höhere Schule zu gehen; aber wie der Sohn erklärt hatte, er lernte gar nichts und bekam immer die schlechtesten Zeugnisse und den letzten Platz. Alle Vorstellungen des Vaters waren nutzlos; der Junge blieb dabei, daß er ein Dieb werden wolle. So nahm ihn denn der Vater wieder nach Hause. Hier hütete er die Kühe und übte sich in der

Kunst des Stehlens. Dazu stahl er seinem Vater einmal zehn Pfennige, kaufte sich dafür Semmeln und nahm sie mit aufs Feld. Als er unbeobachtet war, kletterte er auf einen Baum und legte sie dort zwischen die Äste. Dann wartete er so lange, bis jemand vorüberkam; in dem Augenblick kletterte er auf den Baum und holte die Semmeln herab, ohne daß der Vorübergehende es merkte. Auf diese Weise bildete er sich mit der Zeit zum Diebe aus und wurde immer geschickter.

Es war im Herbst. Im Garten des Lehrers sah er die schönsten Äpfel und Birnen auf den Bäumen. Er nahm zwei Körbe und ging in der Nacht in den Garten, um mit vollen Körben wiederzukommen. Das Schlimme dabei war aber, daß der Lehrer die ganze Nacht Wache hielt und von seinem Fenster aus auf jeden, der nach Äpfeln kam, schießen konnte. Da war guter Rat teuer. Nach einiger Überlegung füllte er seine beiden Körbe voll Steine und erkletterte damit ganz leise den nächsten Baum; dann nahm er einen Stein und warf ihn nach der entgegengesetzten Richtung. Der Lehrer hörte das und schoß dorthin; denn er glaubte, dort sei der Dieb. Währenddessen pflückte der Dieb einen Apfel ab und warf dann wieder einen Stein weit weg. Der Lehrer schoß wieder nach dem Stein, und der Dieb pflückte wieder einen Apfel. Auf diese Weise wechselte er alle Steine gegen Äpfel ein und ging dann seines Weges. Am andern Morgen kam der Lehrer in den Garten, und da sah er, daß dort, wohin er geschossen und wo er die Diebe vermutet hatte, gar keine Äpfel gestohlen waren.

Nachdem dieser Diebstahl so gut gelungen war, wollte es der Dieb mit einem größeren versuchen: er wollte den

Grafen bestehlen. Vor der Thür des Hauses, in dem sich die gräfliche Kasse befand, war ein großer, bissiger Hund. Um diesen fortzuschaffen, nahm er in einer dunkeln Nacht ein Stück von ganz altem, stark riechendem Fleisch mit. Der Hund ließ sich damit fortlocken, und als er fort war, stahl der Dieb etwas Geld. Es war nicht viel; denn es kam dem Diebe nicht auf das Geld an, sondern nur darauf, daß seine Kunst gelinge. Doch wurde der Diebstahl bemerkt, und man suchte den Dieb. Dieser meldete sich schließlich selbst bei dem Grafen und bat ihn um Verzeihung, indem er sagte, daß es ihm nur darauf ankomme, seine Kunst zu zeigen.

Als der Dieb eines Morgens seine Röhre auf das Feld trieb, sah er hinter dem Dorfe einen, der in einem Backofen Birnen trocknete. Sogleich erfann er einen Plan, um jenem die Birnen zu stehlen. In der Nacht wachte der Mann bei seinen Birnen, am Tage nicht, da er meinte, am Tage werde niemand die Birnen stehlen. Sehr früh am Morgen ritt nun der Dieb auf einem Pferde hinter das Dorf hinaus, in der Richtung nach dem Backofen zu. Dort wachte der Mann noch bei den Birnen. Der Dieb begann plötzlich laut zu schreien. Der Mann am Backofen hörte das Schreien, merkte aber nicht, daß es der Dieb war, sondern meinte, es sei in weiterer Entfernung gewesen. Von Neugierde getrieben, ging er den Weg entlang bei dem Diebe vorbei, der sich nun auch umsah. Aber dieser ritt nun schnell zum Backofen, schüttete die Birnen in einen Sack, den er vorhin als Sattel benutzt hatte, und ritt dann weiter. Der Mann kam wieder zurück, merkte aber nichts, da der Ofen unverfehrt war. Zwei Nächte noch wachte er bei seinen Birnen; als

er aber am dritten Morgen nachsah, war nicht eine einzige Birne zu finden.

Nach einiger Zeit verübte der Dieb einen neuen Diebstahl. Er ging in das nahe Städtchen, wo Jahrmart war. Hinter ihm ging ein Jude, der eine Ziege zum Markte führte. Er hatte viel Geld bei sich. Der Dieb trug einen schönen Gürtel und einen Degen, die er erst kürzlich gestohlen hatte. Er ging immer dem Juden voran. Es war auf einer Chaussee. Da ließ er plötzlich den Degen fallen. Der Jude sah den Degen, doch hob er ihn nicht auf, denn er dachte: „Was nützt mir der Degen, wenn ich keinen Gurt dazu habe!“ Und er ging ruhig weiter. Unterdessen hatte sich der Dieb hinter einem Strauche versteckt und beobachtete von dort aus den Juden. Als er sah, daß dieser den Degen liegen ließ, lief er in dem Chausseegraben, ungesehen von dem Juden, diesem voraus. Als er ihn etwa tausend Schritte überholt hatte, ließ er den Gürtel fallen. Der Jude fand den Gürtel und war nun ärgerlich darüber, daß er vorhin den Degen nicht aufgehoben hatte. Er band die Ziege an einen Baum neben einem Rohrdickicht am Wege und ging zurück, um den Degen zu suchen. Als er sich entfernt hatte, kam der Dieb aus dem Rohr heraus, in dem er sich versteckt hatte, und führte die Ziege in das Rohr. Hier schnitt er ihr den Kopf ab und steckte ihn auf eine Stange, die gerade über das Rohr hervorragte. Nach einer Weile kam der Jude mit Gürtel und Degen zurück, und da er seine Ziege nicht fand, rief er: „Wo bist du, Ziege?“ Da antwortete ihm der Dieb, indem er die Ziege nachmachte. Als der Jude nun den Ziegenkopf an der Stange erblickte, legte er seinen Geldbeutel, Gürtel und Degen hin und ging tief in

das Rohr hinein. Sofort lief der Dieb um das Rohr herum, kam von der entgegengesetzten Seite und nahm unbemerkt Geld, Degen und Gürtel fort.

Als der Graf von dem Vater erfahren hatte, daß sein Sohn ein so geschickter Dieb geworden sei, da sagte er, wenn ihm der Dieb einen Ochsen vom Pfluge wegstehle, so solle er 1000 Taler bekommen und den Ochsen noch dazu. Er müsse aber den Ochsen, nachdem er ihn gestohlen habe, auf den herrschaftlichen Hof führen. Am nächsten Tage schickte er acht Ochsen auf das Feld zum ackern. Ein Mann stand am Pfluge und zwei an jeder Seite jedes Ochsen. Es wurde den Leuten streng verboten, sich von den Ochsen zu entfernen. Und so ackerten sie und verspotteten den Dieb; denn sie meinten, daß es so nicht möglich sei, ihnen einen Ochsen zu stehlen. Eben standen sie dicht am Walde, da erscholl plötzlich aus dem Walde ein lauter Hüfleruf; es schrie jemand, daß ihn Diebe ermorden wollten. Sogleich ließen die Leute die Ochsen stehen und eilten fort, um dem Unglücklichen beizustehen. Der Dieb — denn dieser war es, der die Leute in den Wald gelockt hatte — sprang nun aus dem nächsten Gebüsch hervor und spannte einen Ochsen vom Pfluge ab. Damit aber die Leute, wenn sie zurückkehrten, den Diebstahl nicht gleich bemerkten, wandte er eine neue List an. Er schnitt dem ausgespannten Ochsen den Schwanz ab und steckte ihn dem andern ins Maul. Als die Leute nach einiger Zeit aus dem Walde zurückkamen, wurden sie ganz bestürzt; denn sie sahen nur sieben Ochsen. Da bemerkte einer, wie ein Ochse noch den Ochsen Schwanz im Maul hatte, und sie freuten sich, daß nicht der Dieb ihnen den Ochsen gestohlen, sondern daß ein Ochse

den andern aufgefressen hatte. *) Sie kamen zum Grafen und erzählten ihm das ungewöhnliche Ereignis. Doch der zeigte ihnen wütend den Ochsen, dem der Schwanz abgeschnitten war, und der schon auf dem Hofe stand, und bestrafte sie aufs strengste.

Noch einmal wollte der Graf die Kunst des Diebes erproben. Er ließ ihn zu sich rufen und sprach: „Wenn du mir in einer von drei Nächten, die ich selber auswählen werde, meinen besten Hengst aus dem Stalle stiehlest, so bekommst du 2000 Taler und den Hengst dazu.“ Der Dieb war bereit, und der Graf bestimmte die drei Nächte. Jedes Bein des Hengstes wurde nun mit einem starken Stricke festgebunden, und jedes Bein hielten je zwei Männer an dem Stricke. Den Kopf aber hielten vier Männer. In der ersten Nacht zeigte sich der Dieb nicht; in der zweiten aber kam ein altes Weib und bat die Leute um Unterkunft, da es stark regne und sie schon einen weiten Weg gemacht habe. Die Leute ließen sie in den Stall hinein und fragten dann, was in dem Korb sei, den sie da mitgebracht habe. Die Frau sagte: „Ich kann euch nichts geben, da ich kein Geld bei mir habe; wenn ihr aber wollt, könnt ihr euch den Korb nehmen, da ist Schnaps drin.“ Zuerst sahen die Leute einander unentschlossen an; dann aber trank einer, dann ein zweiter, dann die andern, und so lange, bis sie alle betrunken dalagen. Als sie eingeschlafen waren, befreite das Weib — es war natürlich der Dieb, der sich als Weib verkleidet hatte — den Hengst von den Stricken und führte ihn aus dem Stalle. Dann ging er noch einmal in den Stall zurück und band die Stricke auf

*) Wól zdzał wola, d. i. der Ochse frißt den Ochsen; polnisches Sprichwort.

der einen Seite mit denen auf der entgegengesetzten Seite zusammen. Als der Graf am Morgen in den Stall kam, sah er, daß der Hengst nicht mehr da war, und er rief die Leute, die noch an den Stricken festhielten, an. Doch die Leute waren noch betrunken, und um ihrem Herrn zu zeigen, daß sie den Hengst gut bewachten, zogen sie die Stricke noch fester an. Der Graf war zwar wütend, doch mußte er dem Dieb die 2000 Taler und den Hengst geben.

Nun wollte der Graf den letzten Versuch machen. Er rief den Dieb und sagte zu ihm: „Ich werde in einem Zimmer Geld verstecken und es während dreier Nächte bewachen lassen. Wenn du dieses Geld stiehlest, so gehört es dir, und du bekommst noch 3000 Taler dazu. Wenn du aber bei dem Diebstahl ertappt wirst, so wirst du vor das Gericht gestellt.“ Der Dieb ging darauf ein. In der ersten Nacht hatte er das Zimmer ausfindig gemacht, in dem das Geld versteckt war. Es war im zweiten Stockwerk; die Fenster gingen nach einem großen See hinaus. In der zweiten Nacht fuhr er in einem Kahn an das Schloß heran und versuchte in das Zimmer zu gelangen. Doch es ging nicht. In der dritten Nacht hatte er sich Eisenhaken an die Schuhe gebunden, und durch diese gestützt, kam er wirklich an ein Fenster des Zimmers. Er mußte aber zuerst das Gitter durchbohren. Dann stieg er in das Zimmer hinein. Kaum aber hatte er einen Schritt weiter getan, da geriet er in eine Falle. Seine Füße waren eingeklemmt, und es war ihm unmöglich, sich zu befreien. Diese Falle hatte sich der Graf schicken lassen, um endlich des Diebes habhaft zu werden und ihn vor Gericht stellen zu können. Als der Dieb sah, daß es nun keine Rettung mehr für ihn

gab, da geriet er in eine große Wut. Er wollte nicht, daß man ihn beim Diebstahl erhasche, lieber wollte er sterben. Und so schleppte er sich mühsam an das Fenster, stürzte sich mit samt der Falle in den See und ertrank. Der Graf aber und die ganze Umgegend war von dem Diebe befreit.



80. Der Dieb von Chludowo.

In dem Dorfe Chludowo im Kreise Obornik wohnte einst ein Bauer, der hatte drei Söhne. Die Jungen hatten alle drei keine Lust, auf dem Felde zu arbeiten, und der Vater beschloß deshalb, sie nach dem nahen Städtchen Obornik zu bringen und dort zu lassen, damit sie ein Handwerk erlernten. Als sie nun auf ihrem Wagen durch den Wald fuhren, bemerkte der älteste Sohn eine starke Eiche und sagte, daß die ein Stellmacher gut brauchen könne. Der Vater fragte ihn, ob er denn gern Stellmacher werden möchte; der Sohn sagte ja, und so wurde denn abgemacht, daß er zu einem Stellmacher in die Lehre kommen sollte. Als sie eine Strecke weiter gefahren waren, bemerkte der zweite Sohn einen großen Klotz und sagte, den könne ein Schuster gut gebrauchen; und als der Vater ihn fragte, ob er denn ein Schuster werden wolle, da sagte der Sohn auch ja, und es wurde beschlossen, daß er zu einem Schuster in die Lehre kommen sollte. Nun fragte der Vater den dritten Sohn, was er denn werden wolle. Der Sohn besann sich einen Augenblick und sagte dann, er wolle ein Dieb werden. So geschah es denn auch.

Als der dritte Sohn ein Jahr bei einer Diebesgesellschaft gewesen war, kehrte er nach Hause zurück, um dem Vater zu zeigen, was er während dieser Zeit gelernt habe. In seinem Heimatdorfe wohnte damals ein Graf, der auch gern stehlen lernen wollte. Der Dieb sollte ihn darin unterrichten, und dafür sollte er hundert Taler bekommen. Sie verabredeten nun miteinander, in einer bestimmten Nacht einen Bauern zu bestehlen. Der Dieb aber benachrichtigte den Bauern vorher, daß sie in der Nacht zu ihm kommen und stehlen würden, und forderte ihn auf, aufzupassen und denjenigen, der die Thür zumachen werde, tüchtig durchzuprügeln. Zur festgesetzten Zeit begaben sie sich auf den Bauernhof, und als sie genug gestohlen hatten, wollten sie wieder fortgehen. Als aber der Graf, der hinten ging, die Thür zumachte, wurde er von dem Bauern und seinen Knechten, die sich versteckt hatten, tüchtig durchgehauen. So war dem Grafen die Lust zum Stehlen vergangen; der Dieb aber machte sich über ihn lustig. Um nun aber des Diebes Kunst zu erproben, stellte ihm der Graf zwei Aufgaben; könne er die lösen, so wolle er ihm viel Geld geben. Die erste Aufgabe bestand darin, daß der Dieb der Frau des Grafen den Ring vom Finger nehmen sollte. Zu diesem Zwecke ging der Dieb auf den Kirchhof und grub eine Leiche aus. Diese stellte er vor ein Fenster des gräßlichen Schlafzimmers und hielt sie mit einem Stricke fest. Er selbst versteckte sich im Garten. Da der Graf wußte, daß der Dieb in der Nacht kommen würde, hatte er seine Leute aufgestellt und ihnen befohlen, auf ein gegebenes Zeichen nach dem Diebe zu schießen. Als nun der Graf die Leiche vor dem Fenster erblickte, glaubte er, es sei der Dieb, der in das

Zimmer steigen wollte, und gab das Zeichen. Schnell ließ der Dieb den Strick los, und die Leiche fiel um. Während nun der Graf und die Leute damit beschäftigt waren, die Leiche fortzubringen und in eine schnell hergerichtete Grube zu verscharren, ging der Dieb zu der Gräfin in das Schlafzimmer und sagte ihr, sie solle ihm den Ring in Verwahrung geben, damit der Dieb ihn ihr nicht stehlen könne. So kam der Dieb in den Besitz des Ringes. Am Morgen brachte er den Ring zurück, und nun stellte ihm der Graf die Aufgabe, ihm seinen Hengst aus dem Stalle zu stehlen. Um ihm die Ausführung dieser Aufgabe unmöglich zu machen, umstellte der Graf den Stall mit seinen Leuten, und zur größeren Sicherheit ließ er noch den Kutscher sich auf den Hengst setzen. Dann legte er sich ruhig schlafen. Als der Dieb gesehen hatte, welche Maßregeln der Graf getroffen hatte, da verkleidete er sich als alte Frau und kam mit einem Korb voll gefüllter Schnapsflaschen zu den Leuten. Er machte sie alle betrunken, setzte dann den Kutscher von dem Hengst herunter, stieg selbst hinauf und ritt davon.



81. Der Rätfelrater.

Bei Militſch liegt eine alte Ruine, die von einer Burg herkommen soll. In dieser Burg lebte einst ein Graf mit seiner jungen Gattin. Die Gräfin war gutmütig und fromm, der Graf war gerade das Gegenteil davon. Eines Morgens nun war der Trauring der Gräfin verloren gegangen, und alles Suchen danach war vergebens, der Ring konnte nicht gefunden werden. Die Gräfin war über den Verlust sehr

traurig; denn sie war erst seit kurzer Zeit verheiratet und glaubte, der Verlust des Ringes könne sie auch um die Liebe ihres Gatten bringen. Sie setzte deshalb dem Finder eine sehr hohe Belohnung aus. Eines Tages meldete sich nun im Schlosse ein Rätselrater, der sich erbot, den Ring ausfindig zu machen. Er brauchte dazu aber neun Tage Frist, und die wollte er im Schlosse zubringen. Kein Mensch solle ihn in der Zeit stören; nur einmal am Tage solle ihm immer ein und dasselbe Dienstmädchen die Speisen auf das Zimmer bringen. Den ersten und zweiten Tag nun sah das Mädchen den Rätselrater nichts tun, am dritten fand sie ihn mit zerzaustem Haar am Tische sitzend und eifrig rechnend, und so rechnete er auch an den folgenden Tagen. Als das Mädchen am siebenten Tage dem Rätselrater das Essen brachte, da rief dieser immerzu: „Armes Heimchen, armes Heimchen!“ Da bekam das Mädchen große Angst; denn es hieß Heimchen und hatte den Ring gestohlen. Aber auch der Rätselrater hieß Heimchen, ohne daß es jemand wußte; denn man hatte ihn nicht nach seinem Namen gefragt, und bei dem Ausruf hatte er immer sich selbst gemeint, weil er schon daran verzweifelte, den Dieb zu finden. Der Rätselrater hatte den Schreck des Mädchens wohl bemerkt, und als es am achten Tage wieder mit dem Essen kam, da rief er: „Jetzt hab' ich's raus!“ Darüber erschrak das Mädchen so sehr, daß es in Ohnmacht fiel; und als sie erwachte, gestand sie dem Rätselrater ein, daß sie den Ring gestohlen habe. Sie weinte sehr, und da der Rätselrater eine mitleidige Seele war, so versprach er ihr zu helfen. Sie gab ihm den Ring. Darauf verabredete er mit ihr, er werde den Ring in eine Kartoffel stecken,

die sollte sie dann einer Pute in den Hals stecken, damit der Ring so in den Magen der Pute komme. Sie sollte sich aber die Pute genau merken und bezeichnen. Das Mädchen tat, wie ihm befohlen war. Am neunten Tage kamen nun der Graf und die Gräfin in das Zimmer des Rätselraters, um zu hören, ob der Dieb gefunden sei, und die Gräfin war nicht wenig erfreut, als er ihr sagte, er wisse, wo der Ring sei. Sie mußte nun durch ihre Dienerschaft alles Geflügel auf dem Hofe zusammentreiben lassen, und dann ließ er von dem Mädchen die bezeichnete Pute greifen. Wirklich fand man den Ring in ihrem Magen.

Die Gräfin hatte auf die Wiedererlangung des Ringes eine sehr hohe Summe gesetzt, und die hätte nun dem Rätselrater ausgezahlt werden müssen. Aber der Graf war höchst unwillig darüber, daß er so viel Geld geben sollte, und deshalb überredete er einen seiner Diener, den Rätselrater in der Nacht zu ermorden. Der führte den Plan auch aus. Seit der Nacht erschien im Schlosse immer eine weiße Gestalt, die trauernd in die Stube ging, in welcher einst der Rätselrater ermordet wurde. Von da ging sie in die Schatzkammer des Grafen und steckte sich die Taschen voll Gold. Dann verließ sie das Schloß. Das Schloß ist zwar verfallen, aber noch jetzt sieht man in der Nacht, in der der Mord geschah, die weiße Gestalt in der Ruine umherwandeln und das Gestein durcheinanderwerfen.



82. Die taubstumme Frau.

In einem nahe bei Czarnikau gelegenen Dorfe lebte vor Jahren ein Schuhmacher, dessen Ware gut und deshalb weit berühmt war. Sein Geschäft blühte, wie man zu sagen pflegt. Nur eins bedrückte den wackeren Meister: seine Frau war taubstumm. Trotzdem sah es in ihrem Häuschen so sauber aus wie in keinem andern, und die Frau erfüllte ihrem Manne jeden Wunsch, den sie ihm nur an den Augen ablesen konnte.

Eines Tages mußte der Meister zu dem Grafen, der etwa eine Stunde von seinem Dorfe entfernt wohnte, um ihm ein Paar Jagdstiefel, die er eben fertig bekommen hatte, zu überbringen. In Gedanken versunken, wanderte er durch den dichten Wald, durch den ein Fußsteig führte. Als er in der Mitte des Waldes war, sah er plötzlich ein winzig kleines Männchen vor sich aus der Erde herauskommen. Vor dem Meister blieb es stehen, und als es ihn so traurig sah, rief es: „Meisterchen, Meisterchen, was fehlt dir? Kann ich dir helfen? Kann ich dir einen Gefallen tun?“ Der Meister wußte nicht, was das zu bedeuten hatte; er bekam Angst und sprach ein frommes Gebet in der Erwartung, daß die Gestalt verschwinden würde. Doch das Männchen blieb und wiederholte seine Fragen. Da faßte denn der Meister Mut und sagte, er danke Gott alle Morgen für das Gute, das er ihm erweise; doch habe er einen Wunsch, den, daß seine taubstumme Frau sprechen könne. Das Männchen erwiderte: „Den Wunsch will ich dir erfüllen, doch unter der Bedingung, daß du niemand erzählst, was dir begegnet ist.“ Der Schuhmacher ver-

sprach das, und nun sagte das Männchen: „Wenn deine Frau gesund werden soll, so mußt du dich zuerst nach einem Löffel umsehen, aus dem eine Frau sieben Wochen lang gegessen hat. Mit dem muß deine Frau die Suppe essen. Dann mußt du ihr eine zu Staub zerriebene Froschzunge eingeben, wenn der Mond vollscheinig ist, und endlich muß sie auf Kopfkissen schlafen, die mit Rabensfedern gefüllt sind.“ Nachdem das Männchen das gesagt hatte, verschwand es.

Der Meister ging nun zu dem Grafen, und da dieser die Stiefel vortrefflich fand, bezahlte er sie gleich und gab dem Schuhmacher noch einen Dukaten zum Trinkgeld. Dann eilte der Meister nach Hause und vollführte genau alle Aufträge des Männchens. Und wirklich öffnete sich eines Tages der Mund der Frau; sie fing an zu reden, und es war eine große Freude im Hause.

Doch zugleich mit dieser freudigen Begebenheit fing auch das Unglück im Hause an. Denn während die Frau früher für die Ordnung sorgte, plauderte sie jetzt mit der Nachbarin. Erbittert darüber, ging der Schuhmacher eines Tages wieder in den Wald, um dort das Männchen zu suchen und ihm sein Leid zu klagen. Er traf es auch, und nun erzählte er ihm alles und bat es zuletzt, es möchte doch bewirken, daß seine Frau nicht so viel spreche. Das Männchen aber erwiderte, daß die Frau jetzt alles nachholen müsse, was sie früher veräußt habe; doch werde es später besser werden. Damit war es verschwunden. Der Schuhmacher aber ging nach Hause und ertrug forthin sein Geschick in Geduld.



83. Der Teufel und die böse Frau.

In einem Städtchen wohnte ein Schmied, der war so verschuldet, daß ihm sein Haus und alles dazu gehörige Inventar verkauft werden sollte, damit seine Gläubiger befriedigt würden. Näher und näher rückte der Tag der Versteigerung heran, und Weib und Kinder schrien so furchtbar, daß es der Schmied zu Hause nicht mehr aushalten konnte, sondern in den nahen Wald ging, um seinem Leben ein Ziel zu setzen und sich aufzuhängen. Als er nun gerade die Schlinge zuziehen wollte, kam im grünen Rock ein Jäger daher, mit krummer Feder auf dem Hute, und rief mit rauher Stimme: „Was treibst du, blinder Maulwurf? Willst dich aufhängen wegen Not und hast einen Haufen Geld zu deinen Füßen liegen.“ Da riß der Schmied die Augen weit auf, und richtig, Dukaten, schöne, funkelnde Dukaten lagen unter ihm im Grase. Geschwind schnitt er den Strick ab und wollte sofort all das Gold an sich nehmen; aber der Fremde wehrte ihm, indem er sagte: „Nur nicht so schnell! Das gehört mir! Willst du es haben, so mußt du mir deine Seele verschreiben.“ Da bekam der Schmied Angst; denn jetzt erst merkte er, daß der Fremde der Teufel war, was auch der eine einem Pferdefuß ähnlich sehende Fuß bestätigte. Als er aber an den Jammer zu Hause dachte, fing er an zu weinen, zu betteln und zu bitten. „Ach, gnädigster Herr,“ sagte er, „ich brauche ja nicht alles. Wenn ich nur den vierten Teil hätte, könnte ich meine Schulden bezahlen, und es bliebe mir noch so viel, daß ich mein Geschäft wieder in guten Gang bringen könnte.“ „Auch recht,“ antwortete der Teufel; „nimm also, was du

brauchst. Meinetwegen kannst du dir nach sieben Tagen das andre auch abholen oder einen Wunsch tun; nur deine Seele darfst du nicht verlangen. Kann ich aber dein Begehren nicht erfüllen, so sind wir quitt." Darauf unterschrieb der Schmied den ihm hingehaltenen Kontrakt, zählte sich den vierten Teil des Geldes ab und trabte voll Freuden nach Hause. Seiner Frau erzählte er, daß ihm, als er im Walde so traurig umhergegangen sei, ein reicher Herr begegnet sei, der habe ihm die Summe auf sieben Jahre geliehen. Nun wurde die Schuld der Gläubiger getilgt, und weil der Meister mit seinen Gesellen tüchtig draußearbeitete, so wurde er bald ein reicher Mann, denn das Geld des Teufels brachte ihm Glück.

Aber bald rückte das siebente Jahr heran, und trotz seines Reichthums und trotz der Achtung, die er im Städtchen genoß, wurde der Schmied immer tiefsinniger. Da ging er eines Tages tief in den Wald, wo, wie er wußte, ein alter Waldbruder lebte. Diesem erzählte er alles, was ihm mit dem Teufel begegnet war, und bat ihn, daß er ihm eine Aufgabe stelle, die der Teufel nicht lösen könne. Der Waldbruder erklärte sich aus Mitleid mit dem Schmied dazu bereit und sagte ihm, er solle am nächsten Tage wiederkommen. Der Schmied ging hin. Der Waldbruder forderte ihn nun auf, er solle ihm die Frau nennen, die die allerböseste sei. Da sagte der Schmied, das sei die Frau des Stadtamtssekretärs, und er erzählte so viel von ihr, daß der Waldbruder bald ausrief: „Das ist die richtige!“ Und er belehrte nun den Schmied, wie er es mit dem Teufel anstellen solle.

Als die Zeit da war, ging der Schmied in den Wald zu der bewußten Stelle. Dort wartete der Teufel schon

auf ihn. Der Schmied sagte: „Geld brauche ich nicht mehr; aber für meine Ruhe und die meiner Mitbürger bitte ich dich um einen Gefallen. Mein Wunsch ist, daß du der Frau Stadtamtssekretärin am nächsten Donnerstag, Freitag und Sonnabend, während ihr Gatte im Wirtshause sitzt, einen Besuch abstatteft — aber niemals länger als eine Stunde und ohne Schädigung ihres Lebens —, und daß du ihr die Bosheit nimmst, und zwar so, daß sie verspricht, ferner niemand mehr zu plagen.“ „Das kann geschehen,“ sagte der Teufel. Darauf ging der Schmied heim, und der Teufel verschwand mit einem gräßlichen Gelächter.

Als der Donnerstagabend anbrach und der Stadtamtssekretär im Wirtshause saß, trat auch richtig der Teufel in das Zimmer zu der Frau, indem er so heftig an den Glasschrank stieß, daß es darin klingelte und klirrte. Die Stadtamtssekretärin sprang auf, machte Licht und fuhr auf den Herrn Gemahl los, der, wie sie dachte, leibhaftig vor ihr stand; denn der Teufel taumelte und schlug mit den Händen um sich, als ob er betrunken wäre. Die Frau aber schrie: „Bin ich nicht schon unglücklich genug über dich, und nun fängst du noch zu lärmen an?“ Und so hielt der Lärm an, bis die Stunde verflossen war und der Teufel weichen mußte. Nach einiger Zeit kam der Stadtamtssekretär wirklich nach Hause, und da seine Frau schon schlief, so legte er sich ruhig nieder und schlief bald ein. Am nächsten Morgen bekam er so lange Lärm, bis ihn die Pflicht fortrieb, obwohl er gar nicht wußte, was los war.

Am zweiten Abend hatte sich der Teufel einen ordentlichen Knüttel mitgebracht, und als die Frau wieder auf ihn losfuhr, hieb er kräftig auf sie ein und wollte sie erst dann

loßlassen, wenn sie verspräche, eine ordentliche Frau zu werden. Das fiel ihr aber gar nicht ein, und als die Stunde verfloßen war, entwich der Teufel abermals, ohne etwas ausgerichtet zu haben. Am nächsten Morgen erhielt der Stadtamtssekretär wiederum eine Generalpredigt, obwohl er sich unschuldig fühlte und das meiste nicht verstand, was seine Frau sagte.

Der Samstagabend kam. Die Frau hatte einen dreiarmligen Leuchter mit drei Kerzen auf den Tisch gestellt, um ihren Mann zu erwarten. Diesmal aber erschien der Teufel nicht in Gestalt ihres Mannes, sondern in blanker Satanzuniform, mit Hörnern und Hocksfüßen. Als er hereintrat, wurde er von der Frau mächtig ausgelacht; denn sie hielt ihn wieder für ihren Mann. Und als sie die prächtige Maske sah, da lief sie mit einem Knüttel auf ihn los, um ihn durchzuprügeln. Unter gewaltigem Lärm verlief die Stunde, und als sie zu Ende war, fuhr der Teufel mit Gepolter zur Stube hinaus, wütend darüber, daß er verspielt hatte. Über das Städtchen aber zog ein großes Gewitter, so daß man dachte, der Weltuntergang sei da. Plötzlich fuhr mit lautem Krachen ein Blitzstrahl in das Haus des Schmiedes, so daß alle, die am Tische saßen, starr waren wie Salzfäulen. „Es hat eingeschlagen!“ rief die Frau. Der Mann aber bückte sich; denn unweit von ihm lag auf dem Boden ein Blatt mit seiner Unterschrift. Er hob es schnell auf und steckte es zu sich; es war der Kontrakt mit dem Teufel. Das Geschäft des Schmiedes aber blühte weiter, und er kam nicht wieder in Not und Verlegenheit.



84. Der Knecht mit dem Pferdemagen.

In der Umgegend von Samter lebte einst ein Knecht, der von den gewöhnlichen menschlichen Speisen nur Brot aß; Fleisch aber und andre Sachen schmeckten ihm nicht. Als man ihn einst fragte, warum er nur Brot esse und dazu noch so wenig, erwiderte er, daß er sich zugleich mit den Pferden in dem Stalle an Heu und Häcksel satt esse. Natürlich wurde er wegen solcher Reden ausgelacht; doch er erklärte, daß das in der That so sei, und erzählte folgendes: „Als ich noch zu Hause bei meinen Eltern war, wurde ich einmal sehr krank. Mein Vater ließ Ärzte und kluge Frauen zu mir rufen, doch keiner konnte mir helfen: alle sagten, daß meine Leber schon ganz verfault, mein Magen ganz verdorben sei, und daß ich bald sterben müsse. Zuerst bat ich Gott um Hülfe; aber da es nicht besser mit mir wurde, flehte ich in meiner Verzweiflung den Teufel an, mir zu helfen, denn ich war noch so jung und hatte noch keine Lust zu sterben. Kaum hatte ich den Namen des Teufels ausgesprochen, da war der Teufel auch schon bei mir und sagte mir, daß er mir helfen werde; ich solle nur am folgenden Tage meinen Bruder bitten, das Fohlen, das im Stalle meines Vaters stand, zu schlachten, Magen, Leber und Eingeweide aus seinem Bauche herauszunehmen und am Abend, wenn die andern schliefen, alles auf meine Stube zu bringen. Werde der Bruder das tun, so werde ich in der nächsten Nacht gesund werden. Darauf entfernte sich der Teufel. Mein Bruder tat alles, um was ich ihn bat. In der nächsten Nacht erschien der Teufel wieder. Bevor er die Operation unternahm, sagte er mir, daß er früher

ein tüchtiger Arzt gewesen sei; ich solle ihn nur machen lassen. Ich tat es, denn ich wäre ja sonst doch verloren gewesen, und so hatte ich noch einige Hoffnung. Der Teufel nahm nun die Leber und den Magen aus meinem Leibe heraus und legte mir dafür Leber und Magen des Pferdes hinein. Wie er das gemacht hat, habe ich nicht gesehen; denn er hatte mir das Teufelspulver (djabelny proszek) eingegeben, und davon war ich fest eingeschlafen. Als ich am frühen Morgen erwachte, fühlte ich mich völlig gesund und da ich großen Hunger hatte, stand ich auf und ging zur Mutter, um mir etwas zu essen geben zu lassen. Sie setzte mir gekochte Eier, Fleisch und andre Speisen vor, doch das schmeckte mir nicht, und als mich die Mutter fragte, was ich denn essen wolle, sagte ich, daß ich am liebsten etwas Hafer, Heu oder Häcksel haben möchte, und so ist es auch geblieben.“

Der Knecht blieb lange bei dem Bauern, sondern machte sich bald aus dem Staube. Und das kam so: Eines Tages sagte der Bauer zu ihm, daß am folgenden Tage ein Jude zu ihm kommen werde, den müsse er dann in der Nacht nach Samter fahren. Am Abend nun, als es dunkel geworden war, nahm der Knecht eine Tonne und füllte sie mit Sand und Steinen aus; oben goß er Spiritus drauf, und dann brachte er sie auf das Feld und grub sie in der Nähe des nach Samter führenden Weges ein. Bevor er dann in der nächsten Nacht die Pferde anspannte, lief er schnell auf das Feld und zündete die Tonne an. Als er nun in der Dunkelheit mit dem Juden in die Nähe der Stelle kam, da erblickte dieser das Feuer auf dem Felde, und neugierig fragte er den Knecht: „Se, Wojtek, was leuchtet dort so?“ Der Knecht antwortete, daß er das Feuer

fast an jedem Abend sehe und die Leute erzählten, daß dort jemand eine mit Gold gefüllte Tonne in die Erde vergraben habe. „Warum hat sich denn der Bauer das Geld nicht geholt?“ fragte der Jude. „Der Bauer geht immer früh schlafen,“ erwiderte Wojtek, „und da hat er das Feuer noch nicht gesehen“. Und verschmizt fügte der Knecht hinzu: „Das wird die Tonne mit dem Golde sein, von der die Leute erzählen. Ich habe öfters von meinem Vater gehört, daß das Gold sehr glänzt, und daß es in der Nacht so erscheint, als wenn ein Feuer wie das da brenne.“ Der Jude sagte darauf, daß er das auch schon gehört habe, versprach dem Knecht hundert Taler, wenn er keinem davon etwas sagte, und ließ sich sogleich zu dem Feuer, das inzwischen allmählich erloschen war, hinfahren. Sie nahmen die Tonne auf den Wagen und fuhren in die Stadt, wo sie sie sogleich in der Wohnung des Bruders des Juden abluden. Dieser zahlte dem Knecht die hundert Taler aus, und Wojtek fuhr nach Hause. Die beiden Juden machten sich alsbald daran, das Gold aus der Tonne herauszuholen; aber zu ihrer Überraschung zogen sie nur Steine und Sand hervor, und der Jude merkte, daß er betrogen war. Früh am nächsten Morgen machte er sich wieder auf nach dem Dorfe um sich sein Geld wiederzuholen; aber der schlaue Wojtek war mit seinen hundert Talern längst über alle Berge.



85. Die gestohlene Leber.

In dem Dorfe Hammer bei Czarnikau lebte vor vielen Jahren ein junges Ehepaar. Die Frau aß sehr gern Leber, und sie konnte nicht leben, wenn sie nicht jeden Tag eine Leber aufgeessen hatte. Eines Tages schickte sie ihren Mann wieder in die Stadt, damit er eine Leber hole. Der Mann aber wurde in Czarnikau von einer fröhlichen Gesellschaft junger Leute festgehalten und in eine Kneipe gezogen, und dort verzechte er sein ganzes Geld. Traurig und ohne Leber ging er nach Hause. Es war schon spät geworden. Auf seinem Wege mußte er durch einen großen Wald. Hier traf er einen Jäger, der ihn nach dem Grunde seiner Traurigkeit fragte. Der Mann erzählte ihm alles. Darauf sagte der Jäger zu ihm: „Mitten im Walde auf einem freien Platz steht ein Galgen, an dem einige Gehenkte hängen. Einen von diesen nimm herunter, schneide ihm die Leber aus und gib sie deiner Frau, indem du ihr sagst, es sei eine Kindsleber.“ Der Mann tat auch so. Als er nun nach Hause kam, war die Frau zuerst unwillig, daß er so lange fortgeblieben war; als sie aber die Leber sah, war sie sofort beruhigt und machte sich daran, sie zu braten. Der Mann legte sich schlafen. Plötzlich wurde am Fenster eine weiße Gestalt sichtbar, die rief in die Stube hinein: „Alle Leute schlafen, alle Hunde auf dem Hofe wachen, und du bist auf und brätst meine Leber.“ Der Mann erschrak heftig, und in seiner Angst rief er der Frau zu, sie solle schlafen gehen; doch die Frau wollte erst noch ein Stückchen Brot in die Sauce tauchen und diese kosten. Inzwischen aber war das Gespenst, ein weißes Skelett, schon in die

Stubentür getreten, indem es immer wieder dieselben Worte rief. Die Frau hatte jedoch keine Angst, sondern fragte das Gespenst: „Aber Männeken, wo hast du denn dein ganzes Fleisch?“ Das Gespenst erwiderte: „Das haben die Raben gefressen, und der Wind hat es fortgejagt.“ Die Frau fragte wiederum: „Aber Männeken, wo hast du denn deine Augen und Ohren?“ Und das Gespenst antwortete: „Die haben die Raben gefressen, und der Wind hat sie fortgejagt.“ Zum dritten Male fragte die Frau: „Aber Männeken, wo hast du denn deine Leber?“ Da rief das Gespenst: „Die hast du!“ Und damit ergriff es die Frau und erwürgte sie.



86. Der dumme Hans.

Eine Frau in der Gegend von Grätz hatte einen Sohn, der hieß Hans. Er war sehr dumm und faul und tat nichts, sondern lag den ganzen Tag auf der Bärenhaut. Eines Tages sagte die Mutter zu ihm: „Hans, du mußt dir irgendwo eine Liebschaft suchen. Isé do panny!“ Und Hans antwortete: „Wenn Ihr es durchaus wollt, so will ich's tun.“ Er ging zu einer Jungfer. Als er von ihr wegging, gab sie ihm einen Topf mit Quark. Auf dem Heimwege kam er an einem Teiche vorüber, der Glinki genannt wird. Da schrieken die Frösche: „Rech rech reching nung!“ In seiner Einfalt dachte Hans, die Frösche hätten Hunger, und er warf ihnen den Quark ins Wasser. Als er nach Hause kam, fragte ihn die Mutter, was er denn bekommen habe. „Quark,“ sagte er; „aber die Frösche

in der Lehmgrube hatten solchen Hunger, und da gab ich ihnen den Quark.“ „O du dummer Hans,“ erwiderte da die Mutter, „hättest du den Quark nach Hause gebracht, so hättest du ihn täglich zum Brote gehabt! Geh noch einmal hin!“ Und Hans ging hin.

Als er wieder fortging, erhielt er von der Jungfer einen Topf mit Butter. Auf dem Heimwege ging er einen Weg entlang, der voll von Löchern war. Da nahm er die Butter und verklebte damit die Löcher. Als er nach Hause kam, war der Topf leer. Die Mutter fragte ihn wieder, was er bekommen habe. „Einen Topf mit Butter,“ sagte er; „aber der Weg hatte so viele Löcher, daß ich sie verkleben mußte.“ Da sagte die Mutter: „O du dummer Hans, hättest du die Butter nach Hause gebracht, so hättest du jeden Tag Butter zum Brote gehabt! Geh noch einmal hin!“ Und wieder ging Hans.

Beim Fortgehen erhielt er von der Jungfer ein Stück Speck. Das steckte er auf einen Stock, den er dann auf die Schulter nahm. Da kamen alle Hunde aus der Nachbarschaft und begannen ihn anzubellen. Er schnitt ein Stück Speck nach dem andern ab und warf es den Hunden hin. So warf er den ganzen Speck fort. Als er nach Hause kam, fragte ihn die Mutter, was er bekommen habe. „Speck,“ erwiderte er; „aber den habe ich den Hunden gegeben.“ Da sagte die Mutter: „O du dummer Hans, hättest du den Speck nach Hause gebracht, so hättest du täglich Schmalz zum Brote gehabt. Aber bring doch einmal deine Braut mit!“

Hans gehorchte, brachte die Braut mit und setzte sie hinter den Tisch. Da sagte die Mutter zu ihm: „Hans, du mußt ein schönes Auge auf sie werfen.“ Sie meinte, er

solle sie freundlich ansehen. Hans aber ging in den Stall, nahm ein Messer, bohrte allen Schafen die Augen aus und kam in die Stube zurück. Dann nahm er ein Auge nach dem andern und warf es der Braut ins Gesicht. Die Braut begann zu weinen. Als die Mutter in die Stube zurückkam, fragte sie Hans, warum seine Braut weine. Und Hans sagte: „Ich habe getan, wie Ihr mir befohlen habt, und darum weint sie.“ Da sah denn die Mutter, daß Hans allen Schafen die Augen ausgebohrt hatte.

Um die Braut zu trösten, riet ihm die Mutter, er solle der Braut etwas zu essen vorsezen. Hans gehorchte auf der Stelle. Er ging in die Scheune, nahm Heu und legte es der Braut vor. Darüber war die Braut empört und verließ das Haus des ungeschickten Werbers.

So war die Liebe vorbei. Hans überlegte, vielleicht zum ersten Male in seinem Leben, und fand zu seinem Schrecken, daß er Hunger hatte. „Mutter, ich habe Hunger,“ sagte er; „hast du nichts zu essen?“ „Geh hinter den Ofen, da wirst du Fleisch finden,“ versetzte die Mutter. Hans gehorchte. Als er fast satt war, rief er seiner Mutter zu: „Weißt du, Mutter, das Fleisch schmeckt, aber es hat Haare.“ Die Mutter eilt hin und fällt vor Schrecken fast zu Boden, indem sie spricht: „Hans, du dummer Hans, du hast ja die jungen Katzen aufgeessen.“

Hans steht einen Augenblick still, dann schreit er: „Mutter, ich möchte mir die Hände waschen.“ „Da hast du in der Schüssel Wasser,“ sagt die Mutter, „kannst dir die Hände waschen.“ Nach kurzer Zeit aber hört sie ihn aus der Ecke rufen: „Mutter, ich kann die Hände nicht aus dem Wasser ziehen.“ „O du dummer Hans,“ sagt die

Mutter, „du hast ja die Hände in Pech gesteckt. Wirf die Schüssel an den Pfahl!“ Sofort ist's getan. „Mutter, der Pfahl ist umgefallen!“ ruft Hans. Erschreckt eilt die Mutter hin, schreit auf und spricht weinend zu ihrem Sohn: „O du dummer Hans, wa hast du in deiner Dummheit getan? Du hast ja deinen Vater erschlagen!“

So endet die Geschichte vom dummen Hans.



87. Die dumme Frau.

Einst lebte zu Kirchen-Popowo im Kreise Wongrowitz ein Graf. Ihm gehörte auch das benachbarte Dorf Hohen-Podlesche. An einem Tage gegen Abend hatte einer von seinen Tagelöhnern, der mit Ochsen auf dem Felde pflügte, in der Nähe des bei Hohen-Podlesche gelegenen Waldes eine große, ganz mit Gold angefüllte Kiste ausgepflügt. Der Mann war über den Fund hocherfreut, und damit ihn niemand stehle, hatte er die Kiste wieder mit Erde zugedeckt und dann die Ochsen nach Hause getrieben. In der Nacht wollte er sich den Schatz holen. Aber die Kiste war schwer, so daß er sie allein nicht fortschaffen konnte. Einen Fremden wollte er nicht zum Mitwisser des Geheimnisses machen; denn mit dem hätte er am Ende das Geld teilen müssen, und seine Frau, ja, die war zwar entsetzlich dumm, dafür aber die größte Schwägerin, die es auf Gottes Erdboden geben konnte. Alles, sogar das größte Geheimnis mußte sie den Nachbarinnen erzählen, und der Mann wußte von vornherein, daß sie auch das Geheimnis von der Kiste nicht bei sich behalten würde. Aber es blieb ihm nichts

weiter übrig als sie einzuweihen. Um Mitternacht weckte er sie. Er ließ sie schwören, daß sie von dem, was er ihr erzählen würde, nichts verraten würde, und dann sagte er ihr alles. Nun machten sie sich auf den Weg nach dem Walde. Unterwegs kamen sie an dem zwischen den beiden genannten Dörfern gelegenen Wäldchen vorbei. Hier sah die Frau etwas zappeln. Es war ein Hase, der in eine Falle geraten war. Um die Frau zu täuschen und dumm zu machen, sagte ihr der Mann, das sei ein Hecht, der in eine Falle geraten sei und nun nicht heraus könne. Die Frau glaubte das. Sie gingen weiter und kamen an den großen in Hohen-Podlesche gelegenen Teich. Auch hier bemerkte die Frau etwas. Es war ein Hecht im Neze. Um die Frau noch dümmer zu machen, erwiderte der Mann auf ihre Frage, was das sei, daß sich dort im Wasser ein Schwein im Neze gefangen habe. Auch das glaubte die Frau, und sie gingen weiter. Als sie in der Nähe des Waldes waren, stieß die Frau an einen aus Stangen gemachten Zaun und fragte ihren Gatten, was das sei. Der Mann sagte ihr, das sei ein aus langen Schweinewürsten gemachter Zaun, den habe der Graf dort setzen lassen, damit die Wölfe nicht aus dem Walde herausbrächen und Schaden anrichteten. Auch das glaubte ihm die Frau. Nun kamen sie zu der Kiste. Während der Tagelöhner die Kiste aus dem Loch herauszog, sah sich die Frau nach allen Seiten um. Auf einmal erblickte sie bei dem bei Hohen-Podlesche gelegenen Hügel ein Licht, und sogleich fragte sie ihren Mann, was das Licht zu bedeuten habe. Der Mann antwortete ihr, daß dort bei dem Lichte die Teufel den Grafen rasierten. Und auch das glaubte die Frau.

Nun nahmen sie die Kiste und trugen sie nach Hause. Dort vergruben sie sie unter der Türschwelle. Darauf legten sich beide zur Ruhe. Der Tagelöhner konnte aber nicht schlafen, da er ganz genau wußte, daß seine Frau trotz des Schwures den Nachbarinnen die ganze Geschichte erzählen würde. Deshalb stand er, als die Frau eingeschlafen war, wieder auf, holte die Kiste heraus, zog sie in den Garten und vergrub sie dort. Bis zum nächsten Abend hielt die Frau an sich; da aber war ihr die Zunge so angeschwollen, daß sie es nicht länger aushalten konnte. Sie mußte das Geheimnis von der mit Gold gefüllten Kist ihrer Nachbarin erzählen.

Am nächsten Morgen wußte das ganze Dorf bereits, daß der Tagelöhner eine mit Gold gefüllte Kiste ausgepflügt, daß er sie mit seiner Frau nach Hause gebracht und unter der Türschwelle seines Hauses vergraben hatte. Auch der Graf hörte davon. Er begab sich sogleich zu der Frau des Tagelöhners, um von ihr selbst die Geschichte zu hören, und sie erzählte sie ihm ausführlich und bekräftigte ihre Wahrheit sogar mit einem Eide. Zur Mittagszeit ließ der Graf den Tagelöhner zu sich rufen; der aber leugnete alles und versicherte, daß er von nichts wisse. Seine Frau sei ja dumm, und deshalb solle er ihr nicht glauben. Trotzdem ließ der Graf auch die Frau holen, um sie beide zusammen zu vernehmen. Er fragte die Frau, und nun erzählte sie in Gegenwart ihres Mannes noch einmal alles. Der Tagelöhner behauptete auch jetzt, daß er von nichts wisse und sich an nichts erinnere; seine Frau müsse das geträumt haben und halte es in ihrer Dummheit für wahr. Als die Frau hörte, daß ihr Mann sich an nichts erinnere, da glaubte sie seinem

Gedächtnis zu Hülfe kommen zu müssen, und in Gegenwart des Grafen zählte sie nun die verschiedenen Abenteuer auf, die sie unterwegs gehabt hatten. „Weißt du nicht mehr,“ sagte sie, „wie wir bei dem Wäldchen den Hecht in der Falle getroffen haben?“ Er antwortete, daß er davon nichts wisse. Darauf erinnerte sie ihn an das Schwein, welches sich in dem Teiche zu Hohen-Podlesche in einem Netze gefangen hatte. Auch davon wollte er nichts wissen, und lachend forderte er sie auf, noch mehr zu erzählen, was da passiert sei. Und sie erzählte von dem Zaun aus Schweinewürsten, den der Graf gemacht habe, damit die Wölfe nicht aus dem Walde herauskämen. Der Mann sagte, er könne daraus nicht klug werden; sie solle nur weiter erzählen. Der Graf aber stand dabei und konnte sich vor Lachen kaum halten, doch ließ er sie ruhig erzählen. Und nun kam sie zu dem letzten Abenteuer. „Erinnerst du dich nicht mehr,“ sagte sie, „wie ich dich auf das Licht dort hinter dem Hügel aufmerksam machte, bei dem die Teufel unsern Grafen rasterten?“ Das aber nahm der Graf für eine Beleidigung, und von Zorn entbrannt, ließ er der Frau 200 Rutenhiebe aufzählen. Doch auch dem Tagelöhner glaubte er nicht und ließ deshalb unter der Türschwelle nachgraben. Natürlich wurde nichts gefunden. Der Tagelöhner brachte nun nach und nach das Geld aus dem Garten fort und verließ dann das Dorf Kirchen-Popowo. Er war ein reicher Mann geworden. Seine Frau aber starb wenige Tage nachher in Folge der Rutenhiebe, die ihr der Graf hatte geben lassen.



88. Der kluge Bauer aus Rojewiec.

In dem Dorfe Rojewiec (Kewier) bei Schoffen lebte einst ein Bauer, dem es recht gut ging; denn er war ein wohlhabender Mann. Ein Graf aus einem benachbarten Dorfe — wie man jagt, aus Glinno — verkehrte viel mit ihm, da er auch ein kluger und verständiger Mann war. Eines Tages sagte der Graf zu dem Bauern, es würde sehr nützlich für ihn sein, wenn er mit ihm nach Warschau führe, denn dort würde er viel sehen und lernen. Der Bauer wollte nicht; denn er meinte, er könne da doch nicht mit den Leuten verkehren, mit denen der Graf verkehre, und er würde ihm vor den Herren nur Schande machen. Doch der Graf ließ nicht nach, sondern sagte, er werde ihn schon den vornehmen Herren vorstellen und ihnen auch erzählen, wie klug er sei, und er würde nach seiner Rückkehr noch viel klüger sein. Der Bauer willigte schließlich ein. Einen Tag früher als der Bauer fuhr der Graf mit seinen Pferden nach Warschau; denn er wollte unterwegs noch einen Freund besuchen. Dann spannte auch der Bauer seine beiden besten Pferde vor den Wagen, steckte sich 300 Taler in die Tasche und machte sich auf den Weg. Nach einer Woche kam er in Warschau an. Der Graf erwartete ihn schon vor der Stadt, um ihn mit in sein Hotel zu nehmen. Hier waren des Grafen Kameraden schon versammelt. Der Bauer wurde ihnen vorgestellt, und alle behandelten ihn freundlich und zuvorkommend, da ihnen der Graf schon erzählt hatte, daß sein Freund ein kluger und gescheiter Mensch sei. Sie unterhielten sich mit ihm besonders über landwirtschaftliche Dinge und merkten bald, daß der Bauer nicht auf den Kopf gefallen war.

Nun nahte das Mittagessen. Der Tisch wurde gedeckt, und alle setzten sich daran. Auf einmal bemerkte der Bauer, daß ein ganz kleiner Hund dem einen der Grafen aus dem Teller fraß. Schnell ergriff er einen in der Nähe stehenden Stock und hieb damit dem Hunde so feste über die Schnauze, daß er sofort tot war. Nun entstand ein gewaltiger Lärm in dem Saale; denn der Wirt, der Besitzer des Hundes, stürzte herein und wollte den Bauern hinauswerfen. Doch der Graf stillte den Lärm, und der Bauer mußte sich verpflichten, tausend Taler für den Hund zu bezahlen. Er borgte sich 700 Taler von dem Grafen und bezahlte. Gleich darauf aber machte er sich auf den Heimweg und freute sich, daß er jetzt klüger geworden sei, obwohl er tausend Taler verloren hatte.

Zu Hause ruhte er nur einen Tag. Schon am nächsten Tage machte er sich mit seinem Fuhrwerk auf, fuhr von Dorf zu Dorf und kaufte Hunde, wo er sie nur bekommen konnte. Doch zahlte er für einen Hund nicht mehr als höchstens 50 Pfennige. Als er so hundert Hunde zusammengebracht hatte, begab er sich wieder nach Warschau und kehrte in demselben Hotel ein, in dem er früher gewohnt hatte. Er hatte sich als Künstler verkleidet und bat den Wirt, er solle ihm seine Hunde bis zum nächsten Tage gut aufbewahren. Der Wirt, der ihn nicht wiedererkannte, bot ihm für die Hunde einen Stall an; doch der Bauer erwiderte ihm, daß seine Hunde nur gewohnt seien, in gut geheizten Wohnzimmern zu schlafen; es seien lauter gut dressierte und darum sehr wertvolle Tiere, und am nächsten Tage wolle er mit seinen Hunden eine Vorstellung geben; jetzt wolle er nur in die Stadt gehen, um alles für die

Vorstellung vorzubereiten. Er bezahlte dann den Wirt im voraus und ging, und der Wirt brachte die Hunde in drei von seinen besten Wohnzimmern unter. Aber anstatt in die Stadt zu gehen, begab sich der Bauer in das gegenüberliegende Gasthaus, um von da aus zu beobachten, was mit den Hunden geschehen würde. Der Abend kam, der nächste Tag verging, der Bauer aber kam nicht. Jetzt jingeln die hungrigen Hunde an zu heulen und sich zu beißen, so daß es schließlich niemand mehr in dem Hotel aushalten konnte. Und als der Bauer auch am nächsten Morgen noch nicht zurückgekehrt war, da öffnete der Wirt, um endlich dem Geheul ein Ende zu machen, alle Fenster und Türen, und die hungrigen Tiere sprangen so schnell wie möglich hinaus und zerstreuten sich in der Stadt. Einige waren sogar schon totgebissen und aufgefressen, und es lagen von ihnen nur noch Haut und Knochen da.

Um die Mittagszeit, als der Bauer schon wußte, daß seine Hunde in der ganzen Stadt zerstreut waren, kam er zu dem Wirt, entschuldigte sich, daß er so spät zurückgekommen sei, und fragte, was seine Hunde machten. Der Wirt stuchte und erzählte ihm die ganze Geschichte. Der Bauer wurde zuerst traurig und dann zornig. Er verlangte für jeden Hund 500 Taler; der Wirt wollte davon jedoch nichts hören, sondern befahl dem Bauern, sein Zimmer zu verlassen und obendrein noch für die Verunreinigung der drei Wohnzimmer durch die Hunde gut zu bezahlen. Der Bauer bezahlte das Verlangte und ging fort, aber nicht nach Hause, sondern er ging auf das Gericht und verklagte den Wirt. Dieser wurde verurteilt, für jeden der gut dressierten und deshalb wertvollen Hunde tausend Taler zu zahlen, und

da er nicht bezahlen konnte, wurde sein Besitztum verkauft, und alles bekam der Bauer. So wurde dieser sehr reich und noch klüger, als er vorher gewesen war. Fröhlich kehrte er nach Rojewiec zurück und erzählte seinen Nachbarn die Geschichte von den Hunden.



89. Die Pfeifenweihe zu Rojewiec.

Fast alle Bauern von Rojewiec rauchten und rauchen noch jetzt Pfeifen. Mehrmals im Jahre kommen sie bald bei diesem, bald bei jenem Bauern zusammen, um über wirtschaftliche Dinge zu sprechen und sich zu beraten. Zehnmal im Jahre sollen solche Versammlungen stattfinden. Sie wurden von den Bauern selbst und auch von andern Leuten „Ablass“ genannt, und da die Bauern dazu stets ihre Pfeifen mitbrachten, so pflegte man zu sagen: W Rojewcu na odpuscie fajfki święca, d. i. in Rojewiec werden auf dem Ablass die Rauchpfeifen geweiht.

Man erzählt auch von einem Schwein, das in Rojewiec zur Kirche geläutet hat. Der Strang nämlich, der an der Glocke zum Läuten befestigt war, war so lang, daß ein ganzes Ende davon auf der Erde lag. Ein Dorfjunge hatte nun einmal in dieses Ende einen Knoten gemacht, und ein Schwein, das zufällig zu dem Glockenturm gekommen war, faßte ihn mit dem Maul und zerrte so an dem Glockenstrang herum, daß die Glocke zu läuten anfang. Die Dorfbewohner bekamen Angst, da sie glaubten, daß irgendwo im Dorfe Feuer ausgebrochen sei, und einer fragte den andern, wo das Feuer sei. Als aber nirgend

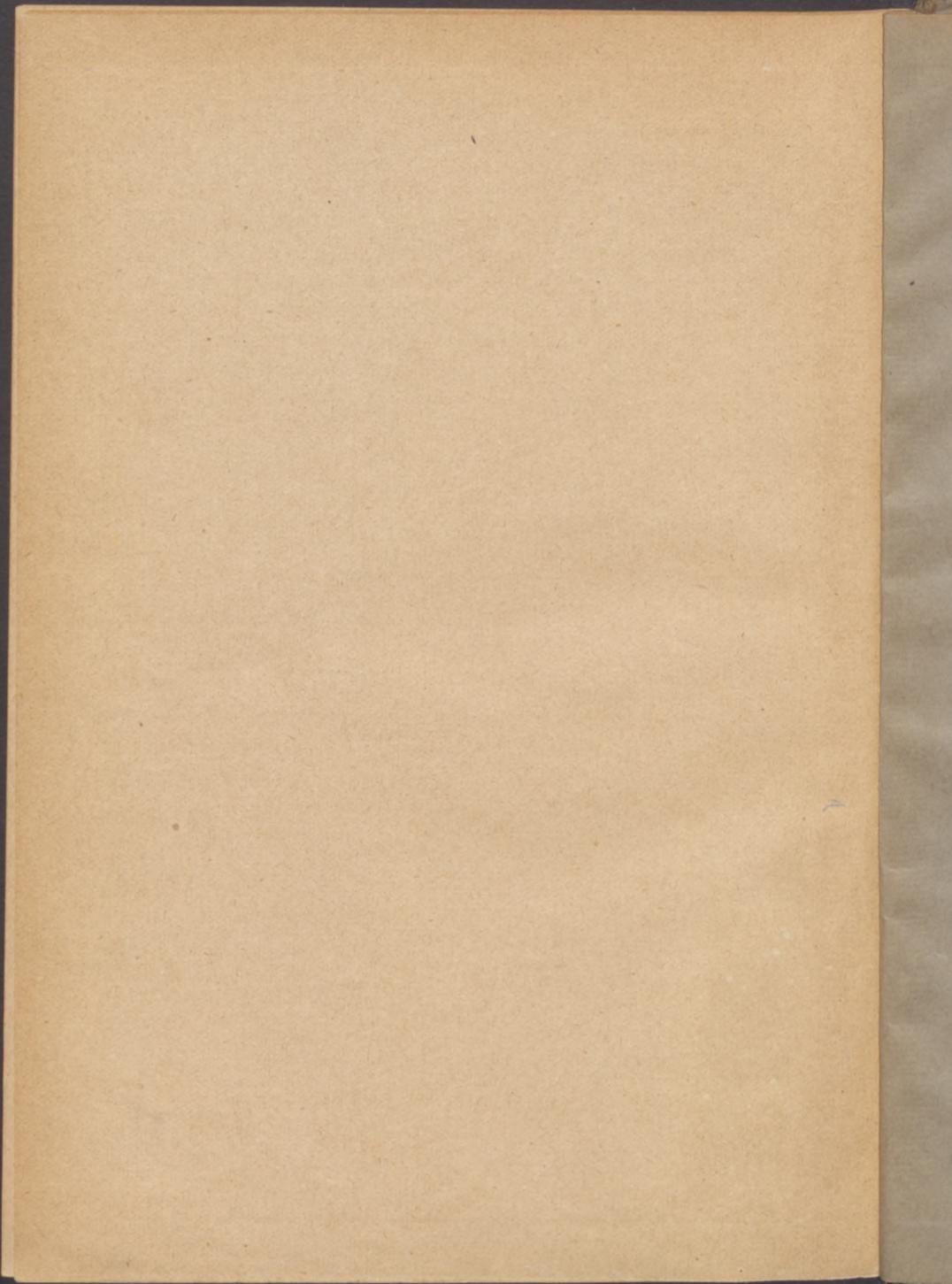
Feuer zu sehen war, kamen sie zu dem Glockenturm gelaufen und wollten den Kirchendiener fragen, weshalb geläutet werde; denn sie meinten, daß dieser läute. Zu ihrer Verwunderung sahen sie nun, daß das Schwein die Glocke in Bewegung setzte. Noch an demselben Tage wurde der Strang kürzer gemacht und das Ende etwa in Manneshöhe an einem Balken befestigt. Da das Schwein dem Bauern gehörte, bei dem der nächste „Ablass“ stattfinden sollte, so sagt man seit der Zeit, wenn man von Rojewiec spricht: W Rojewcu, gdzie świnia na odpust dzwoni a na odpuscie fajfki święcą, d. i. in Rojewiec, wo das Schwein zum Ablass läutet und auf dem Ablasse die Rauchpfeifen geweiht werden.

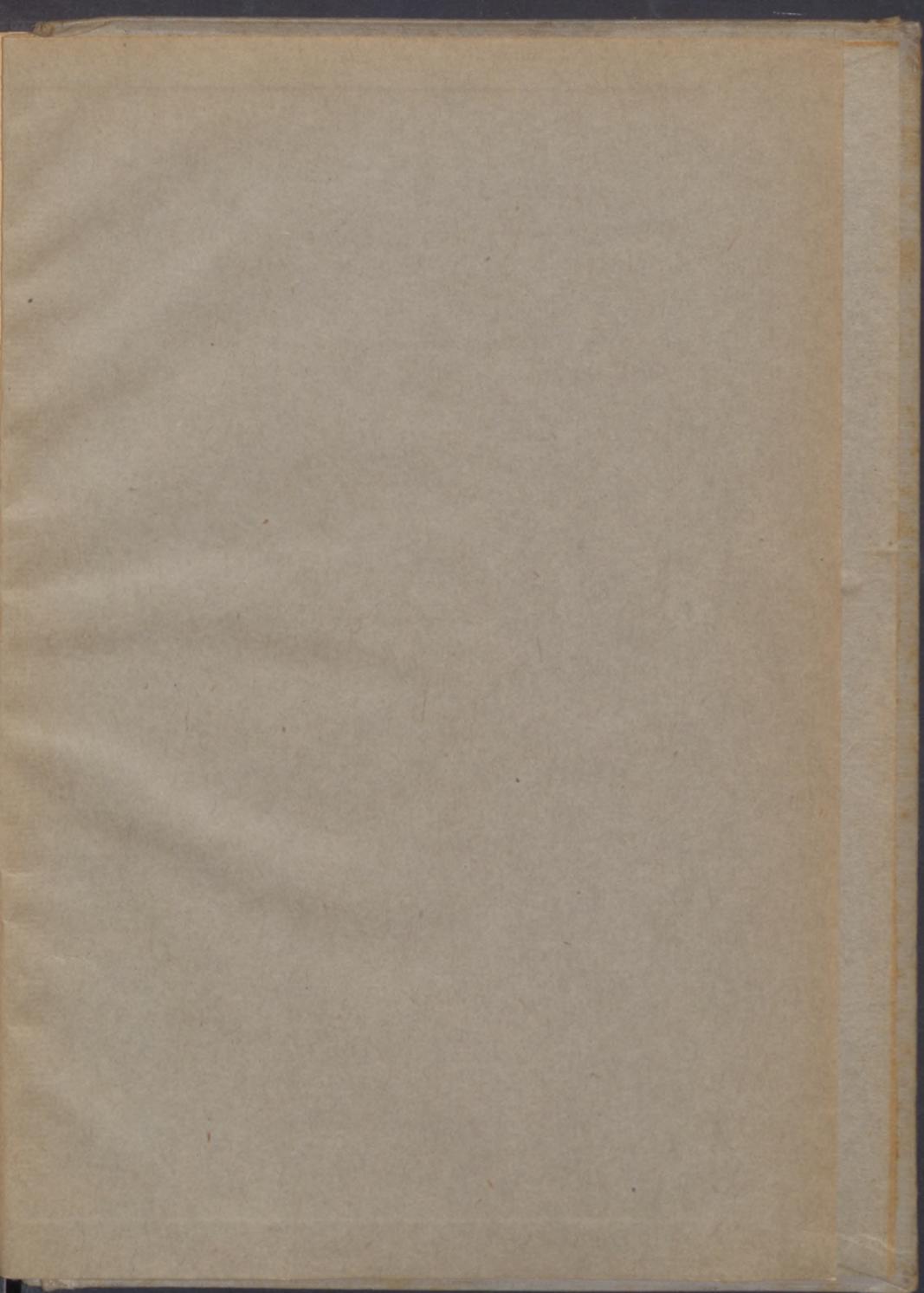


90. Die kleine Geschichte.

Es pflügt ein Bauer einmal rum, da findet er gar nichts; da pflügt er nochmal rum, da findet er einen Kasten; da pflügt er nochmal rum, da findet er den Schlüssel dazu; da schließt er auf, da sind lauter Mäuseschwänze drin. Und wären die Mäuseschwänze länger gewesen, so wäre auch meine Geschichte länger gewesen.







Biblioteka Główna UMK

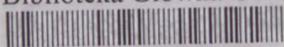


300047405939

nd A

I

Biblioteka Główna UMK



300047405939